

NEU



Die große Gruselserie von Jason Dark

Der Kinderschreck

Frankreich F 9,00 / Italien L 2300 / Niederlande f 2,60 / Spanien P 200



Der Kinderschreck

John Sinclair Nr. 785

Teil 1/2

von Jason Dark

erschienen am 20.07.1993

Titelbild von Manuel Prieto

Sinclair Crew

Der Kinderschreck

Zuerst hörte Oleg das Kichern. Erst danach die Stimme seiner Frau.

»Bist du wach, Oleg?«

»Ja, zum Teufel!«

Olinka, die eine Etage unter ihm schlief, kicherte wieder.

»Ich denke, da ist uns jemand in die Falle gegangen.«

Oleg lag auf dem Rücken. Für einen Moment schloss er die Augen. Er hatte keine Lust, mitten in der Nacht aufzustehen.

»Dann sieh nach, verdammt noch mal!«

»Nur mit dir, mein Bester!«

Der Mann fluchte. Er drehte sich auf die Seite. Zu heftig, beinahe wäre er noch aus dem Bett gefallen.

»Zieh dich ruhig an, denn wir müssen nach draußen!«, keifte von unten die Stimme der Alten.

»Aber ja, mein Täubchen, ich tue alles, was du verlangst. Ich tue es sogar gern.« Seine Gedanken bewegten sich in eine andere Richtung. Er dachte daran, Olinka umzubringen, aber noch war es nicht so weit. Da musste er sich fügen.

Er setzte sich hin. Das Bett stank. Nicht nur das, auch im Zimmer roch es nach Schweiß und anderen Dingen, über die er nicht nachdenken wollte. Manchmal hatte er sogar den Eindruck, in all dem Gestank ersticken zu müssen, dann wiederum gab es Tage, an denen er sich besonders wohl fühlte.

»Und nimm dein Messer mit, Darling!«

»Sicher doch, Liebes!«

Oleg stand auf. Er war nicht groß, er war auch nicht mehr der Jüngste. Er bog seinen Rücken durch, fasste in seine Tasche und holte eine Schachtel Zündhölzer hervor. Er riss ein Zündholz an und brachte die Flamme an den Docht einer Kerze, wo sie sofort Nahrung fand und hochzuckte.

Er hätte sich lieber im Dunkeln ankleiden sollen. So aber schaffte es das eine Licht, einen Großteil der Trostlosigkeit eines Raumes aus dem Dunkel zu holen, der nur mit dem Begriff Drecksbude bezeichnet werden konnte.

Da klebte überall der Schmutz. Auf dem Fußboden ebenso wie an den Wänden, selbstverständlich auch auf den wenigen Möbelstücken, die nicht mal ein Trödler genommen hätte. Bevor Oleg die über einen Haken hängende Hose wegnahm, steckte er die kleine Schachtel wieder in die Tasche. Zuerst griff er zu dem dunkelgrauen Hemd. Es hatte seine ursprüngliche Farbe längst verloren, so schmutzig war es.

Danach streifte er die Hose über und sorgte dafür, dass auch die Hosenträger korrekt über seinen Schultern lagen. Den Abschluss bildete eine lilafarbene Weste ohne Ärmel. Die Schuhe standen neben dem Bett. Geschlafen hatte er in Socken, er brauchte nur in die schmutzigen Treter hineinzuschlüpfen. Zu allerletzt setzte er den Hut auf, bei dem die Krempe fehlte.

Jetzt war er fertig.

Er war schon an der Tür, als ihm einfiel, dass er das Messer vergessen hatte.

Oleg ging zum Schrank und zerrte die Tür dort auf. In der Innenseite hing ein Spiegel. Es war das einzige einigermaßen saubere Stück in dieser Bude, und Oleg hatte zudem das Glück, dass sich in der Fläche das Licht der Kerze widerspiegelte, und er konnte, wenn er sich bückte, sein Gesicht erkennen.

Das tat er auch.

Nein, er selbst erschrak nicht vor sich, andere gingen laufen, wenn sie ihn sahen.

Es war schwer, ihn zu beschreiben. Okay, er war nicht der Schönste mit seinem runden Gesicht, der Knollennase, den breiten Lippen und den glänzenden Augen, die beim ersten Hinschauen aussahen, als würde sich ein Lächeln darin wiederfinden.

Das stimmte nicht. Zwar glänzten die Augen, aber dieser Glanz war einer tiefen Schadenfreude und Menschenverachtung zuzuschreiben. Wer nicht genau hinschaute, ließ sich täuschen, und tatsächlich gab es einige, die sich in Oleg sehr getäuscht hatten.

Die lebten nachweislich nicht mehr.

Er sah sich selbst als gefährlichen Clown an, vor allen Dingen dann, wenn er sein großes Messer in die Hand nahm. Mit dieser Klinge hatte er in früheren Jahren erlegte Tiere gehäutet. Er setzte es allerdings auch gegen Menschen ein, nur seine Frau hatte er damit verschont. Vor ihr fürchtete er sich auch, denn sie war wirklich eine alte, widerliche Vettel, eine böse Mädchenhexe.

»Kommst du endlich?« Ihre Stimme keifte von der Treppe her zu ihm hoch. Sie war wieder in Form, hatte in der Nacht nicht schlafen können und sicherlich ihre Seancen und Beschwörungen durchgeführt. Das sollte ihm egal sein, er war sowieso nicht mehr als ein Helfer.

»Ja, mein Täubchen, ich bin schon unterwegs.« Oleg trat wuchtig gegen die Schranktür, damit sie zufiel. Dann drehte er sich um und ging auf die Tür zu. Seine Schuhe hinterließen auf dem grauen Fußboden dumpfe Echos. Das Holz war nicht mehr zu sehen, und der Schmutz lag dort wie ein Teppich.

Oleg nahm die Kerze mit. Er wollte sich nicht im Dunkeln und auf der engen Treppe den Hals brechen, denn leider war er nicht unsterblich. Was Olinka anging, wusste er das nicht genau. Inzwischen traute er ihr alles zu. Ein derartiges Weib hatte sieben Leben wie eine Katze, und sie beide zusammen hatte man schon als Kinderschreck bezeichnet und sie aus einem Dorf in den Wald gejagt, wo sie jetzt lebten.

Aber die Menschen würden sich noch wundern, das stand für beide fest. Sie würden die Quittung bekommen.

Die Treppe war eng, die Stufen zu schmal. Oleg fürchtete jedesmal, ins Stolpern zu geraten. Er hatte keine Hand frei, um sich am Geländer festzuhalten, deshalb ging er noch vorsichtiger als sonst.

Der Kerzenschein umflackerte ihn. Er tanzte wie ein Gespenst und begleitete ihn auf den Weg nach unten.

Dort stand Olinka.

Sie hatte schon auf ihn gewartet, und ihr knochiges Gesicht mit der spitzen Nase, der dünnen Haut, den ebenso dünnen Lippen und den

funkelnden Augen war zu einem hässlichen Grinsen verzogen.

Wie so oft hatte sie sich ein schwarzes Tuch über den Kopf gestreift.

Selbst im Licht der Kerze wirkte ihre Haut grünlich.

»Hast dir ja Zeit gelassen.«

»Warum auch nicht? Die Beute läuft uns schon nicht weg, denke ich, oder?«

»Ich glaube nicht, denn es klingelte.«

Oleg ließ die letzte Stufe hinter sich. Er stand jetzt vor ihr und musste zu Olinka hochschauen, weil sie größer war als er. »Was ist, wenn sich wieder nur eine Ratte darin verfangen hat?«

Die Alte kicherte. »Ich liebe Ratten.«

»Ja, das weiß ich.«

»Sie sind da!«

»Wieso?« Hätte es geklappt, Oleg wäre einen Schritt zurückgetreten, doch da befand sich die Stufe, und die hielt ihn auf.

»Ich habe sie beschworen.« Olinka rieb ihre Hände und freute sich diebisch.

Im Gegensatz zu Oleg. »Scheiße, habe ich dir nicht gesagt, dass du es lassen sollst?«

Olinka wollte sich schon wegdrehen, das tat sie nicht, sondern streckte ihren Zeigefinger aus und tippte Oleg gegen die Brust. »Hör auf damit, mir Vorschriften machen zu wollen. Du weißt, dass sie mir gehorchen, sie sind meine Freunde.«

»Leider.«

»Komm jetzt mit.«

Das Treppenhaus war als solches kaum zu bezeichnen. Der Flur war sehr eng, ein normaler Mensch konnte sich kaum drehen. Elektrisches Licht gab es sowieso nicht, und eigentlich hätte die alte Köhlerbude schon längst abgerissen werden sollen, doch davon hatte man abgesehen, und so hatten Oleg und Olinka das Haus für sich in Anspruch genommen. Die Tür war nicht geschlossen. Ein kalter Wind wehte in den Flur. Es roch nach Schnee, dabei hatte es schon ziemlich viel geschneit.

Zumindest lockte es Gäste an.

Menschen, die über Weihnachten in den mittleren Lagen und in der Einsamkeit feiern wollten. Das war nicht schlecht, darauf freute sich Olinka. Noch waren es Tiere, die in ihre Falle gingen, aber bald – ja, bald würden es Menschen sein.

Wie im Märchen dachte die Alte, bevor sie die Tür so weit aufzerrte, dass sie ins Freie schlüpfen konnte.

Dort begrüßte sie der kalte Winterwind. Sie fluchte, senkte den Kopf und drehte ihn zur Seite, denn irgendwoher hatte der Wind Schneekristalle hochgewirbelt und schaufelte sie heran.

Sie hasste ihn.

Oleg blieb seiner Frau auf den Fersen. Die Kerze hatte er nicht mitgenommen, sie hätte bei den Verhältnissen kaum länger als eine Sekunde gebrannt. Er folgte der Alten, zog den Kopf ein, fluchte und zerrte seine Mütze noch tiefer.

Sie war schon vorgegangen. Da Schnee lag, war die Nacht nicht zu finster. Die weiße Schicht reflektierte, der Wald stand so starr wie ein Gemälde, und die kahlen Bäume ragten gespenstisch aus der weißen Pappe in die Höhe.

Ein Geisterwald, aber die beiden empfanden ihn nicht so. Mochten ihn die Urlauber als solchen ansehen, ihnen war es egal. Die Häuser standen nicht weit weg. Luftlinie waren es nicht mehr als zwei Kilometer. Nur eben der Wald trennte sie von dem Haus des ungewöhnlichen Paares.

Olinka ging um die Bude herum. Sie passierte auch den Holzklotz, auf dem kein Schnee lag. Dafür schimmerten die dunklen, längst eingetrockneten Blutflecke. Ein Andenken daran, dass hier nicht immer alles sehr friedlich zugegangen war.

Oleg hörte seine Frau reden. Sie sprach nicht mit ihm, eigentlich auch nicht mit sich selbst, sondern mehr mit den Geistern, die ihrer Meinung nach alles erfüllten und umhüllten. Oft genug saß sie da, um sie zu beschwören, das hatte sie bestimmt auch in dieser Nacht getan, und Oleg bekam es bestätigt.

»Ich habe wieder den Rattenzauber angewendet«, rief sie über die Schulter zurück. »Sie werden kommen, ich bin sicher. Ich habe sie geholt, sie gehorchen mir.«

Oleg gab keine Antwort. Zwei Sekunden später fluchte er. Sein Fuß hatte eine kleine Eisfläche berührt. Er war abgerutscht und nach hinten gefallen. Mit der Schulter war er gegen die Hauswand geschrammt, auch mit dem Ohr, wo ein Holzsplitter eine Wunde hinterlassen hatte, aus der warmes Blut quoll.

»Was ist denn los?«, keifte die Frau.

»Ich bin ausgerutscht.«

»Du Idiot.« Oleg hörte sie weitergehen und dann laut lachen. »Ja!«, schrillte sie. »Ja, ich habe es doch gewusst. Er ist in die Falle gegangen.«

»Wer denn?«

»Schau es dir an.«

Oleg beeilte sich jetzt. Der Boden war auch nicht mehr so glatt, neben dem Haus stampfte er über dunkle Erde, und dann sah er die Gestalt seiner Frau.

Sie hatte sich hingekniet und freute sich über das Winseln eines Tieres, das in ihre Falle gelaufen war. Breitmundig grinste sie Oleg an. In den Augen glänzte eine satanische Freude, wobei die Pupillen wie kalte Sterne schimmerten.

Der Fuchs lebte noch. Nur kam er nicht mehr frei. Mit dem Kopf steckte er in der Eisenfalle. Sie klemmte den Hals des Tieres fest, das verzweifelt mit den Läufen scharrte und es trotzdem nicht schaffte, sich aus dieser Falle zu befreien.

Das Eisen war in einer kleinen Mulde versteckt und unter Laub verborgen worden. Der Fuchs war auf der Suche nach Nahrung gewesen und von einem Lockstoff genau in die Mulde geführt worden. So stark er auch jaulte und schrie, sich dabei bewegte, den Kopf so gut wie möglich tiefer drückte, um den Hals unter der Eisenklemme wegzuziehen, es reichte einfach nicht aus, um sich zu befreien.

Oleg zog sein Messer, als er sich neben die Beute kniete. Der Atem dampfte in der klaren Winternacht vor seinem Mund. Die Klinge schimmerte in einem Stahlblau, doch Olinka war dagegen, dass er das Tier endgültig tötete, um es anschließend zu häuten.

Die Frau legte ihm eine Hand auf das Gelenk. »Nein, so wirst du das nicht machen.«

»Was willst du denn tun?«

Sie grinste noch breiter, obwohl dies kaum möglich war. »Ich will ihn meinen Freunden überlassen.«

Widerwillig schaute er Olinka an. »Den… den Ratten etwa?«

»Ja, genau ihnen.«

»Und dann?«

»Du wirst es sehen, ich will es sehen, wie mein Zauber wirkt. Wenn er klappt, ist das der Anfang.« Ihre Augen leuchteten, sie rieb die Hände gegeneinander, über die sie Wollhandschuhe gestreift hatte.

Oleg wusste genau, dass er gegen seine Frau nicht ankam. Was die sich einmal vorgenommen hatte, das führte sie auch durch. Egal, was noch alles passierte.

Zugleich erhoben sie sich. Der Mann steckte die Klinge wieder weg. Er schob sie schräg in seinen Gürtel hinein und schaute gegen den klaren Nachthimmel, der über dem Land lag. Er trat zwei Schritte zurück. Gefrorenes Laub knisterte unter seinen Sohlen, und sein Mund hatte sich zu einem harten Grinsen verzogen. Dass er sich umschaute, geschah rein prophylaktisch, es war sowieso kein Fremder in der Nähe. Um diese Zeit ließ sich eben niemand mehr blicken.

Seine Frau ließ den Fuchs nicht aus den Augen. Sie umschritt ihn und auch die Eisenfalle. Sie ergötzte sich daran, wie er noch immer versuchte, aus der Falle zu entkommen. Dass sich das Tier quälte, machte einer Person wie Olinka nichts aus. Sie spürte ihr gutes Gefühl, das durch den Körper strich und sie in eine gewisse Hochstimmung brachte. Alles würde so laufen, wie sie es sich vorgenommen hatte. Diese Nacht war der perfekte Test.

»Geh zur Seite!«, forderte sie ihren Mann auf. »Oder sollen dich die Ratten anknabbern?«

»Nein.«

Sie kicherte.

Oleg beobachtete seine Frau mit gemischten Gefühlen. Manchmal konnte sie ihm schon eine echte tiefe Angst einjagen. In dieser Nacht hätte er sich am liebsten verkrochen, aber sie wollte auch sehen, was er tat, und aus diesem Grunde blieb er in ihrer Nähe stehen.

Auch der Widerstand des Fuchses erlahmte. Er war noch nicht tot, er klemmte nur bewegungslos in der Falle. Manchmal nur zuckte er mit seinen Hinterläufen. Er schaute auch nicht zu, als sich Olinka in Bewegung setzte und ihn dabei kreisförmig umschritt.

Das tat sie genau dreimal. Sie bereitete damit einen Zodiac, ein magisches Tierkreiszeichen vor, murmelte immer wieder Worte, die selbst ihr Mann nicht verstand. Olinka hatte sich intensiver mit den Kräften der Magie beschäftigt als er. Das war schon damals in der Tschechei so gewesen, und ein Ende war nicht abzusehen. Im Gegenteil, sie wollte und würde alles noch verstärken, um die Magie auch gegen die Menschen zu richten.

Danach trachtete sie.

Junge Menschen sollten in ihre Falle laufen, denn nur die jungen gaben ihr Kraft.

Sie war nicht nur abgrundtief hässlich, Olinka war auch abgrundtief böse. In ihr fanden sich all die Eigenschaften wieder, die Hexen in den Märchen angedichtet wurden. Womit wieder einmal feststand, dass Olinka als Hexe angesehen werden konnte.

Keine moderne Hexe, sondern eine von früher, die auch so aussah, und die hier im Wald die richtige Unterkunft gefunden hatte.

Er schrak zusammen, als er einen schrillen Heullaut hörte, der durch den Wald geisterte. Seine Frau hatte ihn ausgestoßen, er war gewissermaßen der Beginn und sollte die erwecken, die nur darauf warteten, aus ihren Löchern geholt zu werden. Die Laute blieben, das Heulen nicht. Sie veränderten sich und drangen als schrille, akustische Abnormitäten aus dem offenen Mund.

Schreie!

Nicht wie von Menschen ausgestoßen. Diese Laute drangen aus der Kehle eines Tieres. Und Olinka schien sich gerade in eins zu verwandeln. Sie hatte sich in den Schnee geworfen. Sie kratzte mit den Händen die vereiste Oberfläche auf, sie bohrte ihr Gesicht hinein, sie tobte und schrie weiter, sprang wieder hoch und wurde sehr ruhig.

Sie legte den Kopf zurück, drehte ihn zur Seite. Ihr breiter Mund verzog sich und bildete in der Mitte ein spitzes kleines Loch, aus dem ungewöhnliche Pfeiflaute drangen, die durch die klare Winternacht hallten.

Es waren Lockgeräusche…

Oleg wusste genau, wer damit gemeint war. Dieses Pfeifen sollte

endlich die Tiere anlocken, auf die Olinka gewartet hatte. Überall steckten sie, hielten sich im Boden verborgen, aber auch versteckt im Haus und in dessen Nähe.

Oft genug hörte man, wenn es sehr still war, ihr Quietschen und das Trippeln der kleinen Füße.

Ratten!

Nur Ratten, die durch Olinkas Lockungen aus ihren Verstecken geholt worden waren.

Oleg tat nichts. Er hatte sich in einem genügenden Abstand aufgebaut und schaute nur zu. Er wusste ja, dass die kleinen Nager kommen würden. So wartete er auf ihr Erscheinen. Die Körper mussten irgendwann über den Schnee huschen. Schatten auf der weißen Fläche, die auf einmal da waren und mit gewaltigen Sprüngen auf sie zuflitzten.

Der Mann erschrak und sprang in die Höhe, als die Ratten zu dicht an ihm vorbeiliefen. Sie wühlten ihre Körper durch den Schnee. Braune und graue Nager, die ihre Mäuler geöffnet hatten und nach der Beute gierten. Sie wirbelten herbei, sie wurden zahlreicher, er konnte sie nicht mehr zählen. Sie jagten an seiner Frau vorbei, und der Fuchs hatte inzwischen bemerkt, in welch einer Gefahr er sich befand.

Noch einmal versuchte er, der Falle zu entwischen. Dabei schlug er um sich, aber das Eisen war einfach zu schwer und klemmte zu hart fest.

»Ja, meine Freunde, kommt her! Kommt her zu mir. Es ist wundervoll!« Olinka war in ihrem Element. Sie lachte, sie freute sich, sie tanzte beinahe auf der Stelle.

Die Nager stürzten sich auf die Beute. Eine pelzige Welle erhob sich vom Boden, schwebte sekundenlang in der Luft und brandete dann auf das wehrlose Opfer nieder.

Der Fuchs bäumte sich nicht einmal auf. Er wurde unter der Last der Körper begraben, die nicht nur aus Fell und Fleisch bestanden, sondern auch aus Zähnen..

Scharf und spitz.

Sie hackten zu, sie rissen, der Hunger war unersättlich. Sie wollten das frische dampfende Fleisch, und sie gaben dem Fuchs nicht die Spur einer Chance.

Er winselte auch nicht mehr. Sein Körper war nicht zu sehen. Auf ihm bewegten sich die Ratten, und Olinka stand daneben. Zufrieden schaute sie den Ratten zu, die das Tier bis auf die blanken Knochen abnagten, so dass von ihm nur mehr das Gerippe zurückblieb.

Danach verschwanden sie. Wie ein Spuk waren sie gekommen, wie ein Spuk huschten sie davon. Abermals flitzten die Schatten über den Schnee, um wenig später wieder einzutauchen in die Löcher und Verstecke, wo sie sich bis zu ihrem nächsten Erscheinen verborgen

hielten. Sie warf einen Blick auf den Fuchs.

Er bestand nur mehr aus Knochen. Hier und da hing noch eine Sehne, aber kein Fetzen Fleisch mehr, und die Frau fühlte sich wie eine Rattenkönigin.

Sie grinste wieder, als sie ihren Standort verließ und zu ihrem Mann ging.

Oleg hatte sie erwartet. In seinem Mund hatte sich eine trockene Wüste ausgebreitet, die wie alte Asche schmeckte. Er hatte es eigentlich nicht so recht glauben wollen und war nun eines Besseren belehrt worden. Seine Frau war eine Hexe. Sie besaß die nötige Macht über die Fauna, doch sie wollte auch die Macht über die Menschen haben.

Junges Fleisch.

Junge Menschen…

Hänsel und Gretel war ihr Lieblingsmärchen. Sehr oft hatte sie es gelesen, und sie musste jedes Wort auswendig kennen. Das stand dann am Ziel ihrer Wünsche.

Oleg wischte über seine Stirn. Er fror trotz der Kälte, die in seinem Körper wie Eissplitter steckte.

»Hast du es gesehen?«

»Ja…«

Olinka legte ihm beide Hände auf die Schultern. »Bin ich nicht gut, Oleg? Werde ich nicht immer besser?«

»Stimmt.«

Olinka blies dem Mann ihren säuerlichen Atem ins Gesicht. »Ich sage dir, mein Lieber, dass ich immer besser werde. Ich sauge mir die neue Kraft ein, ich liebe sie, ich erwarte sie, ich freue mich über sie, und ich werde es allen zeigen. Heute waren es der Fuchs und die Ratten, bald schon werde ich mir die Menschen holen.« Sie löste die rechte Hand von der Schulter und tippte Oleg mit der Zeigefingerspitze einige Male gegen die Brust. »Wenn es soweit ist, wirst du den Ofen anheizen. Versprichst du mir das?«

Oleg schluckte zwar, weil er genau wusste, was dahintersteckte, doch er nickte.

Sie tätschelte seine Wange. Der Handschuhstoff fühlte sich kalt an.

»Brav, mein Lieber, sehr brav bist du. Das mag ich so an dir. Du lässt dich eben nicht aus der Ruhe bringen.«

Zwar schossen zahlreiche Gedanken durch den Kopf des Mannes, er schaffte es jedoch nicht, sie zu ordnen. Er sagte nur: »Ich weiß nicht, ob Menschen kommen werden.«

»Was weißt du nicht?« Sie schrie die Worte. »Das ist doch Wahnsinn. Wie kannst du so etwas sagen? Es ist bald Weihnachten, das Fest der gegenseitigen Erpressung. Du glaubst gar nicht, wie schnell sie hier sein werden. Die Bedingungen sind ideal. Es hat geschneit, und davon

ist auch das Grenzgebiet zwischen Deutschland und der Tschechei nicht verschont geblieben. Der Schnee ist für Langlauf ideal, und die nächsten Ferienhäuser sind nicht weit entfernt. Wir waren doch öfter in der kleinen Siedlung hinter dem Wald. Erinnerst du dich?«

Oleg nickte. »Da war sie leer.«

»Aber jetzt nicht. Die ersten Gäste sind bereits eingetroffen. Morgen und übermorgen werden sich die Häuser füllen. Da kannst du die Leute dann sehen, wenn sie ihre Skier umschnallen und zu einem Langlauf starten. Das alles wirst du erleben, mein Guter.« Sie stieß ihn leicht mit der Faust an, und Oleg wankte zurück, da er sein Gewicht auf das falsche Bein verlagert hatte.

»Was soll ich tun?«

Olinka lachte. »Endlich spurst du«, flüsterte sie. »Es ist ganz einfach, du wirst sie beobachten. Du wirst dich in ihre Nähe begeben, um ihre Häuser schleichen. Du wirst in die Zimmer hineinschauen und schon die Opfer aussuchen. Danach werden wir sie uns gemeinsam holen. Vielleicht kommen sie auch freiwillig. Wie oft verlaufen sich die Leute, und manchmal ist der Wald sehr, sehr dicht. Eines aber ist sicher. Im Ofen wird das Feuer immer brennen, und ich freue mich schon darauf, wenn sich der Spieß dreht. Hänsel und Gretel, denke daran, aber denke auch immer an die böse Hexe!« Sie beugte ihren Kopf und fing an zu lachen. Es war ein schrilles, widerliches Gelächter, das sie hoch gegen den dunklen Himmel schickte.

Oleg fror noch mehr.

Das lag aber nicht nur an der Kälte…

***

»Es hat keinen Sinn, dass du hier in London bleibst, John. Du musst mal raus aus der Stadt.«

»Ja, Urlaub machen.«

»Weg für einige Tage, auch über Weihnachten. Nicht mehr an das erinnert werden, was hinter dir liegt.«

»Eine gute Therapie.«

»Balsam für die Seele.«

»Und wenn du dann wieder zurückkehrst, sieht alles ganz anders aus. Dann kannst du wieder mit frischen Kräften starten, aber eise dich, um Himmels willen, nicht hier in London fest. Das bringt nichts. Nur Erinnerungen.«

So redeten die beiden Conolly von verschiedenen Seiten auf mich ein. Ich kam nicht dazu, mich akustisch zu wehren, denn dieses Gespräch erschien mir, als hätten sie sich abgesprochen.

Dabei hatten sie im Prinzip Recht. Ich brauchte mal Ruhe und Entspannung. Kein Mensch ist eine Maschine, kein Mensch steckt Niederlagen und Enttäuschungen einfach so weg.

Wenn ich darüber nachdachte, dann war es auch ein Jahr der Niederlagen und Enttäuschungen gewesen. Ich wollte nicht allein an Jessica Long und die Kreaturen der Finsternis denken, das lag für mich weit zurück, obwohl es noch nicht so lange her war, nein, es ging auch um den letzten Fall, der mich den Dunklen Gral gekostet hatte. Durch seinen Verlust aber hatte ich Suko und auch den Abbé Bloch retten können, wobei der Abbé sein Augenlicht wiederbekommen hatte.

Avalon, dachte ich – verfluchtes Avalon!

Ich hätte mir nie vorgestellt, dass ich einmal so darüber nachdenken würde, aber es war einfach so. In Avalon hatte ich die größte Enttäuschung erlebt und hatte auch feststellen müssen, dass eine gewisse Nadine Berger voll und ganz auf der Seite der mächtigen Herrscher stand – an erster Stelle der Zauberer Merlin, der in Avalon regierte –, denn ihm hatte sie den Dunklen Gral überreicht.

Es war für mich ein herber Verlust gewesen, auch wenn ich nicht dazu gekommen war, den Gral oft einzusetzen. Aber er hatte mir immerhin so etwas wie Hoffnung gegeben, denn er war praktisch für mich, den Sohn des Lichts, bestimmt.

Nun besaß ihn Merlin, gewissermaßen als Ersatz für den echten Gral. Er stand in der großen Gruft des Landes Avalon, wo König Artus und seine Ritter der Tafelrunde ihre Ruhestätten gefunden hatten. Dort würde er auch bleiben, denn ich wusste nicht, ob ich noch einmal an ihn herankam. Jedenfalls stand ich der Insel der Äpfel skeptisch gegenüber. Insgesamt war ich doch sehr enttäuscht gewesen.

Ich wollte in der nächsten Zeit freiwillig mit diesem Kontinent nichts zu tun haben, deshalb sollte auch der Knochen-Sessel in Alet-les-Bains bleiben, denn durch ihn konnte ich es schaffen, die Grenzen einzureißen und nach Avalon zu gelangen.

Nun, die Sache war nicht erledigt, es gab zu tun, denn viele andere Fälle beschäftigten mich ebenfalls, doch daran wollte ich in diesen Momenten nicht denken, wo ich zwischen den beiden Conolly saß und das Weinglas auf den Tisch stellte.

»Noch einen Schluck von dem Roten?«, fragte Bill.

»Okay.«

Er schenkte nach, und ich schaute zu, wie der Wein in das Glas floss.

»Hast du dich denn jetzt entschieden, John?«, fragte Sheila. Sie lächelte mich dabei an.

»Wofür?«

»Ob du mit uns fährst.«

Ich nahm das Glas und trank einen Schluck. Ich brauchte Zeit, wenigstens ein paar Sekunden, um mich zu entscheiden. Im Kamin tanzten die Flammen. Sie fraßen sich gierig in die Holzscheite hinein, die an manchen Stellen mit knisternden und knackenden Geräuschen

auseinanderbrachen und kleine, glühende Teile in die Luft stießen.

Eine Antwort gab mir das Feuer auch nicht. Die musste mir schon selbst einfallen.

»Bitte, John, entscheide dich!« Sheila drängte – typisch Frau.

Ich machte einen Umweg. »Und ihr wollt wirklich über die Feiertage in den Bayerischen Wald?«

Sie nickte.

»Liegt denn dort überhaupt Schnee?«

»Genug, John, genug.«

Ich hob die Augenbrauen an. »Hm.« Ich streckte die Beine aus, fühlte mich unwohl, da ich von zwei Augenpaaren beobachtet wurde. »Nun ja, ich bin kein großer Skiläufer. Ihr würdet mit mir kaum Spaß haben.«

»Du brauchst nicht wie wild zu laufen, John. Das ist gar nicht nötig. Wir können wandern, die herrliche Luft genießen. Einfach nur entspannen.« Ich grinste schief. »Ohne Dämonen.«

»Das versteht sich«, meldete sich Bill.

»Woran ich nicht glaube. Bisher hatte ich immer das Pech, auf irgendwelche Dämonen zu stoßen.«

»Aber nicht im Bayerischen Wald!«, hielt mir Sheila entgegen.

»Doch, auch dort. Der Fall mit dem teuflischen Holzschnitzer liegt zwar lange zurück, aber ich kann mich noch erinnern.«

Bill klatschte in die Hände. »Wenn du nicht mit willst, sind wir dir auch nicht böse. Wir hatten dich nur gefragt und könnten dort, wo wir Ruhe haben auch über viele Dinge reden.«

»Das ist wahr.« Ich nickte bedächtig.

»Oder willst du nicht allein fahren?«, fragte Sheila. »Ich meine, wenn du Jane oder Glenda…«

Ich winkte so rasch wie selten. »Um Himmels willen! Damit würde ich nur Öl ins Feuer gießen. Wenn ich schon mit euch fahre, dann eben allein.« Ich hob das Glas an und trank einen Schluck Wein. Er rann weich und samtig in meine Kehle, ein sehr guter Tropfen, den Bill mir kredenzt hatte. Als ich das Glas abstellte, sagte ich: »Ihr habt bisher immer nur davon gesprochen, mir aber nie gesagt, wie ihr überhaupt auf dieses Urlaubsziel gekommen seid. Ich kann mich daran erinnern, dass ihr gern in die Schweiz – ins Engadin – gefahren seid.«

»Stimmt auch«, erwiderte Bill. »Diesmal wollten wir woanders hin. Wenn man immer an denselben Ort fährt, kommt man sich schon so alt vor. Um dem zu entgehen, haben wir uns für den Langlauf im Bayerischen Wald entschlossen. Außerdem haben uns Bekannte, die Gibsons, davon vorgeschwärmt.«

»Fahren die auch?«

»Ja.«

»Dann seid ihr doch nicht allein.«

Sheila schüttelte den Kopf. »Keine Ausreden, John. Die Gibsons wohnen zwei Häuser weiter. Sie haben zwei kleinere Kinder und werden uns nicht jeden Abend auf der Pelle hängen wollen.«

»Das wäre bei mir das gleiche.«

»Es ist trotzdem etwas anderes«, sagt Bill. »Wie kennen uns seit Urzeiten, und ich möchte auch mal wieder mit dir auf die Piste gehen, alter Junge.«

Der letzte Satz gefiel Sheila ganz und gar nicht. Sie hob warnend den Zeigefinger. »Vergiss deine Familie nicht, Bill.«

»Nein, nein«, sagte er lachend. »Ich habe das auch nur im übertragenen Sinne gemeint.«

»Aha.« Sie sah so aus, als würde sie ihm nicht glauben.

Ich musste grinsen. Innerlich hatte ich mich dazu entschlossen, mit den Conollys zu fahren. »Platz ist genügend vorhanden, denke ich.«

»Ja, es gibt zwei Bäder, zwei Schlafzimmer und so weiter.« Bill winkte ab. »Auch wenn du nur deine Ruhe haben willst, um zu lesen, das Haus ist groß genug, ohne dass wir uns gegenseitig auf die Nerven fallen. Es wird schon klappen.«

»Wie lange?«

»Wir bleiben bis zum neuen Jahr«, erklärte Sheila. »Wenn du früher abreisen willst, meinetwegen. Über Weihnachten solltest du bei uns bleiben.«

»Das denke ich auch.«

Bill schlug mir auf die Knie. »Dann hast du dich entschieden, John?«

»Sicher.«

»Und?« Jetzt meldete sich auch Sheila. In ihren Augen stand die Erwartung.

»Ich komme mit euch.«

Beide schauten sich an, dann lachten sie, und diese Freude war tatsächlich echt.

»Hoch die Tassen, Freunde!«, rief Bill. Er hob keine Tasse an, sondern sein Weinglas.

Wir stießen an auf einen gelungenen Urlaub, auch wenn der nur wenige Tage dauerte. »Wir werden den Bär aus dem Wald holen und ihn tanzen lassen!«, rief Bill. Er geriet ins Schwärmen. »Was meinst du, was es da alles für Schnäpse und Biere gibt. Dazu ein herrliches Essen. Keine feine Küche, da kriegst du noch was auf den Teller, was auch schmeckt.«

»Woher weißt du das alles?«

»Die Gibsons haben davon geschwärmt«, sagte Sheila.

»Genau die müssen es wissen«, fügte Bill hinzu, »denn sie fahren nicht zum ersten Mal dorthin.«

Ich nickte. »Okay, wann geht es los?«

»In genau zwei Tagen.«

»Und wie?«

»Mit dem Flieger bis München. Dort mieten wir uns dann einen Kombi, wo wir auch das Gepäck gut unterkriegen. Du hast also noch Zeit, den anderen ein frohes Fest zu wünschen.«

»Dabei habe ich nicht die entsprechenden Geschenke«, erklärte ich mit säuerlichem Grinsen.

»Dann wir es aber Zeit«, bemerkte Sheila mit spitzer Zunge.

Ich schaute sie an. »Kannst du das nicht für mich übernehmen?«

»Wieso?«

»Ich weiß überhaupt nichts. Ich hatte auch keine Zeit, mir Gedanken zu machen. Du kennst doch alle. Jane, Glenda, Lady Sarah…«

»Was ist mit Suko?«

»Dem schenke ich mein Vertrauen.«

Bill musste lachen. »Was bekommst du von ihm zurück?«

»Das gleiche in doppelter Menge.«

»Toll, wenn das kein Geschenk ist.« Wieder lachte er und knuffte Sheila in die Seite. »Ich meine, dass du John diesen Gefallen schon tun kannst. Was soll auch ein Mann wie John losziehen, Geschenke einkaufen und dabei noch…«

»Hör auf Bill. Ich weiß, dass ihr immer zusammenhaltet. Auch Männer können sich mal Gedanken machen.«

»Tust du es, oder tust du es nicht? Das wollen wir jetzt von dir wissen, Sheila.«

Sie lächelte. Da sie mich anlächelte, wusste ich, dass ich gewonnen hatte. »Ja, ich werde den Job für John übernehmen.« Als wir ihr Beifall klatschen wollten, hob sie rasch beide Hände. »Nur in diesem Jahr. Das soll auf keinen Fall zu einer Institution werden. Im nächsten Jahr wirst du dir allein Gedanken machen müssen, John.«

Ich mimte den Beschämten und Überlasteten zugleich. »Hätte ich ja alles getan, Sheila. Ihr habt mich doch dazu überredet, mit euch zu fahren.«

»Da hat er Recht«, sagte Bill.

Der Reporter bekam von seiner Frau einen vernichtenden Blick zugeworfen. »Dass du zu ihm hältst, ist mir klar. Ich befürchte schon Schlimmes, wenn wir in der Feriensiedlung sind. Zum Glück fährt Johnny noch mit, dann habe ich wenigstens eine Unterstützung.«

Bill hob sein Glas. »Dann auf einen Urlaub, der sich lohnt!«, rief er und kam mir vor wie ein Operettenfürst.

Ich dachte so ähnlich, sprach es allerdings nicht aus, weil mir auch eingefallen war, wie oft meine Urlaube in die Hose gegangen waren…

***

»Himmel, ist das schön hier, Brett.«

Gibson lachte und legte seiner Frau Cindy den Arm um die Schultern.

»Das sagst du immer.«

»Klar, lass mich doch. Aber hier ist es besonders schön.«

»Wie du meinst.«

Die Familie Gibson, zu der noch der elfjährige Davy und die neunjährige Amy zählten, waren pünktlich an ihrem Urlaubsort eingetroffen, und sie hatten auch den Weg bis hoch auf das weite Plateau sicher hinter sich gebracht, um nun vor den Häusern zu stehen, die tatsächlich so aussahen, wie auf einer Postkarte.

Die Loipen waren gespurt, der Schnee lag ziemlich hoch, und die Häuser hatten sich vom Baustiel her der Landschaft angepasst, so dass sie nicht fremd wirkten. Ihre Schindeldächer waren weit vorgezogen. Die Wände bestanden aus gegen Kälte und Wärme gut isoliertem Holz, und sie standen auch nicht wie die Zinnsoldaten nebeneinander, sondern verteilten sich innerhalb eines größeren Halbkreises, wobei zahlreiche Bäume stehen geblieben waren und die Feriensiedlung so wirkte, als wäre sie in einen lichten Wald integriert worden.

Die Gibsons waren bei Anbruch der Dämmerung erschienen.

Während die beiden Kinder im Schnee tobten und sich gegenseitig mit weißen Bällen bewarfen, nahmen die Eltern den Eindruck tief in sich auf. Sie genossen zum erstenmal seit langer Zeit die Ruhe, und beide waren sicher, dass sie sich in dieser Gegend wunderbar erholen würden, was sie schon zweimal getan hatten.

Brett Gibson arbeitete als Leiter eines Verlags und hatte genügend Stress am Hals, den er hier im Bayerischen Wald für eine Weile abschütteln wollte. Einfach nur Ruhe haben, Langlaufen oder Spazierengehen und sich am Abend um den Kamin herum gruppieren, vielleicht auch mal mit den Conollys, die noch eintreffen würden.

Dass Weihnachten vor der Tür stand, war zu sehen. Viele Tannen und Fichten waren vor den Häusern aufgestellt und mit Lichtergirlanden geschmückt worden. Die hellen Punkte durchbrachen die stahlgraue und immer weiter fortschreitende Dämmerung. Sie sorgten so für eine festliche Stimmung.

Wenn Gibson den Kopf drehte, konnte er weit unter sich, eingebettet in eine breite Talmulde, in einen Ort hineinschauen, der ebenfalls ein vorweihnachtliches Kleid übergestreift hatte, denn auch dort schimmerten die Lichter an den Bäumen, und es gab sogar einen kleinen Weihnachtsmarkt, auf dem sich die Einheimischen und die Gäste aus den Ferienhäusern drängten. Da es hier oben sehr still war, hörten die Gibsons die Klänge der weihnachtlichen Musik als dünne Melodie bis zu ihnen hochschallen.

»Gib mir schon den Schlüssel, Brett. Ich möchte ins Haus, bevor die Kinder ganz nass sind.«

»Okay, einverstanden.«

»Packst du dann aus?«

»Werde ich.« Brett schaute seiner Frau nach, wie sie auf das Haus zuging. Er war stolz auf sie. Sie war dunkelhäutig, stammte aus Äthiopien und war sehr groß und schlank. Ihre Haare waren lang.

Hin und wieder überraschte sie ihren Mann mit Rastazöpfen. Auch nach fünfzehn Jahren Ehe verstanden sich die beiden gut. Brett hatte Cindy in London auf der Uni gesehen, wo er einen Vortrag gehalten hatte. Cindy war kaum dazu gekommen, noch ein Semester zu studieren, mit neunzehn Jahren war sie bereits verheiratet gewesen und hatte es bisher nicht bereut, ebenso wie ihr Mann.

Besonders stolz waren die beiden auf ihre Kinder Davy und Amy.

Sie hatten von beiden Eltern etwas mitbekommen, mehr von der Haut der Mutter, aber sehr helle Augen. In der Schule waren sie oft auf die Eltern angesprochen worden, und voller Stolz hatten sie über die Mutter berichtet.

Cindy sammelte die Kinder ein. Amy beschwerte sich heulend darüber, dass Davy mit zu harten Eisbällen geworfen hätte, was natürlich wehgetan hatte.

Ihr Bruder protestierte energisch dagegen, und ihre Stimmen verklangen, als Cindy die Haustür hinter sich schloss.

Brett atmete tief durch. Er strich das leicht grau gewordene Haar aus der Stirn zurück und fing damit an, das Gepäck aus dem Kofferraum zu holen. Die Skier hatten sie in einem sogenannten Sarg verstaut, der auf dem Dach befestigt war.

Als alles neben dem Wagen stand, atmete er durch. Er drehte sich und schaute dorthin, wo der Wald lag. Er kannte ihn nur im Winter, also kahl, und auch in diesem Jahr wirkte er in der anbrechenden Dunkelheit auf ihn wie ein böses Gebilde, das sich als Grenze aufgestellt hatte, um den Menschen klarzumachen: bis hier her und nicht weiter.

In diesem Jahr sah er ihn sogar als eine leichte Bedrohung an. Es mochte daran liegen, dass er möglicherweise noch dichter geworden war, aber das Gefühl würde vergehen, wenn sie ihre erste Tour durch den Wald fuhren, denn dort, wo er lichter war, hatte die Gemeinde entsprechende Loipen gespurt.

Der Himmel zeigte sehr breite, dunkle Wolken. Es roch nach Schnee, was gar nicht verkehrt gewesen wäre, denn dann wäre die Weihnachtsstimmung perfekt gewesen.

Brett Gibson lächelte, als er daran dachte. Alles sah nach einem Bilderbuch-Weihnachten aus. Er hätte sich eigentlich freuen müssen und wunderte sich selbst darüber, dass er es nicht tat.

Es lag nicht allein an dem verfluchten Krieg auf dem Balkan und auch nicht am Hochkochen der nationalistischen Soße, was besonders in Deutschland zu spüren war, nein es war ein anderes Gefühl, das er sich nicht erklären konnte, obwohl er darüber nachdachte.

Sollte es eine Vorahnung sein?
Wenn ja, worauf?
Alles wirkte friedlich, die Umgebung war ruhig, bis eben auf den dunklen Wald. Um ihn zu erreichen, musste er über eine freie Fläche gehen. Im Dämmerlicht sah die Schneeschicht irgendwie leicht angeschmutzt aus. Nur in der unmittelbaren Nähe der Häuser spiegelten sich die Lichter auf der Oberfläche.
Zum Wald hin war alles düster.
Dort bewegte sich auch der Schatten.
Zuerst dachte Brett Gibson an ein Tier. Das aber war nicht so groß wie der Schatten. Es musste schon ein Mensch sein, der auf die Front der Ferienhäuser zuging. Wenn ihn nicht alles täuschte, war dieser Mensch aus dem Schutz der Bäume getreten wie eine Figur aus dem Märchenwald.
Brett wartete.
Kehrte der Mann um? Er hatte inzwischen erkannt, dass es ein Mann war, der den Weg ging.
Nein, er blieb auf der Strecke. Wenn er so weiterging, würde er genau auf das Haus der Gibsons zulaufen. Von den Nachbarn hörte er nichts. Es war sehr still, deshalb drangen auch die knirschenden Laute des zusammengedrückten Schnees unter den Sohlen des einsamen Fußgängers an seine Ohren.
Gibson ging vor. Er blieb an der Beifahrerseite des Autos stehen, als wollte er sein Fahrzeug schützen. Das Licht erreichte ihn kaum noch. Cindy hatte es im Haus eingeschaltet, und es fiel als warmer Schein durch die kleinen Fenster nach draußen, um dort den Schnee leicht anzumalen. Was wollte der Fremde?
Es war seltsam, aber Gibson verkrampfte sich innerlich. Den Grund konnte er nicht sagen, denn normalerweise stand er fremden Personen positiv gegenüber.
Hier war es anders. Zwar hatte er noch kein Wort mit dem Fremden gesprochen, er kam ihm dennoch sehr seltsam vor. Brett spürte seine innere Spannung, die sich Sekunden später zu einer regelrechten Abwehrhaltung verdichtete.
Der Mann war jetzt so nahe herangekommen, dass Gibson ihn riechen konnte.
In der Tat, er roch ihn. Nur war es kein Geruch, der ihm gefiel, im Gegenteil, dieser Kerl stank. Wonach, das konnte Brett nicht sagen, einfach undefinierbar, jedenfalls ein Geruch, den er nicht mochte.
Nach Schweiß, nach alten Kleidern, vielleicht auch nach Blut oder Moder. Da kam einiges zusammen.
Im Schatten blieb der Fremde stehen. Sein Haar war nicht zu sehen, weil er über seinen Kopf eine Pudelmütze oder einen Hut ohne Krempe gezogen hatte. So lag der größte Teil seines Gesichts im

Schatten, ein Stück der Nase und der Mund waren zu sehen. Lippen zogen sich in die Breite, mehr ein Grinsen als ein Lächeln. Als der Mann sprach, nuschelte er, und er redete mit einem Akzent, der darauf schließen ließ, dass dieser Mann nicht aus Deutschland kam.

Wahrscheinlich aus der nahen Tschechei.

»Guten Abend«, sagte Brett.

Der Mann nickte. »Sie wohnen hier?«

»Für die nächste Zeit.«

»Mit Frau und Kindern?«

»Ja.«

»Aha.« Er nickte und schaute an Brett vorbei auf die beiden Fenster, als wollte er herausfinden, wie die eben genannten aussahen.

Brett hätte den Kerl am liebsten verscheucht. Er tat es nicht und wechselte das Thema. »Sie kommen aus dem Ort?«

»Hä, glaube ich kaum. Nein, ich komme nicht aus dem Ort.«

»Aber aus der Nähe, nehme ich an.«

»Kann man so sagen.« Brett sah den Kerl jetzt besser. Das Gesicht war unsympathisch, kam ihm verschlagen und gleichzeitig burleskenhaft und aufgedunsen vor. Ein gefährlicher Clown und von der Körpergröße her kleiner als die normalen Menschen. Die Kleidung verdiente den Ausdruck Lumpen, sie hielt keinem Vergleich zu der des Briten stand.

»Wie lange bleiben Sie denn genau?«

Das geht dich nichts an, dachte Brett, sprach den Satz jedoch nicht aus, sondern gab eine allgemeine Antwort. »Einige Tage.«

»Über den Jahreswechsel?«

»Mal sehen.«

Der Fremde bewegte den Kopf, schaute sich um und hörte ein Auto. Wahrscheinlich kamen neue Feriengäste.

»Ja, dann will ich mal wieder.« Er drehte sich um und ging schnell weg, als fürchtete er sich davor, von den Scheinwerfern des anfahrenden Wagens erfasst zu werden.

Brett Gibson starrte dem Fremden mit unbeweglichem Gesicht nach. In seine Augen war ein eisiger Ausdruck getreten. Er spürte auch die Gänsehaut auf seinem Rücken. Ihm kam die Umgebung verändert vor. Auf einmal leuchteten die Lichter nicht mehr so hell.

Ein Schatten schien sich über sie gelegt zu haben.

Hatte er wegen dieses Mannes das ungute Gefühl gespürt? War es so etwas wie eine Vorahnung gewesen?

Der Fremde lief den schneebedeckten Hang zum Wald hoch. Er drehte sich dabei nicht einmal um. Wenig später war er zwischen den Bäumen verschwunden. Es hatte so ausgesehen, als wäre er von den Bäumen geschluckt worden.

Kunstlicht flutete über die Schneefläche und ließ die Kristalle hell

schimmern. Vier Häuser weiter hielt der Wagen an. Drei Kinder stürmten hervor und liefen laut schreiend auf das Ferienhaus zu.

Die Familie war mit einem Kleinbus angereist, der sicherlich eine Menge Gepäck aufnehmen konnte.

Hinter Gibson wurde die Tür geöffnet. »Bist du fertig mit dem Gepäck, Brett?«

Er drehte sich um. »Was sagtest du, Cindy?«

»Ob du mit dem Gepäck fertig bist, wollte ich wissen?«

»Ja, natürlich.«

»Dann schaff es ins Haus.«

Brett nickte. »Sind denn die bestellten Lebensmittel geliefert?«, wollte er wissen.

»Alles da, sogar die Rechnung.«

»Dann kann ja nichts mehr schief gehen.«

Er schleppte das Gepäck ins Haus und stellte die ersten Koffer im Flur ab. Schon hier war die Gemütlichkeit zu spüren, das mochte zum größten Teil am Holz liegen, mit dem die Wände und Decken verkleidet worden waren.

Schmiedeeiserne Lampen, eine schmale Treppe mit einem ebenfalls schmiedeeisernen Geländer, kleine Nischen und Ecken, ein Raum für die Koffer und ein Fußboden aus Holzbohlen. In den Zimmern lagen darauf noch Teppiche.

»Wo sind denn die Kinder?«, rief Brett zur offenen Tür des Wohnzimmers hin.

»Schon oben.«

»Aber nicht im Bett.«

»Nein.« Cindy lachte. »Obwohl man das bei ihnen nicht wissen kann. Denk nur daran, wie sie sich auf diese dicken bayerischen Oberbetten gefreut haben.«

»Das allerdings.« Brett verschwand, um die letzten Koffer zu holen. Den Sarg ließ er vorerst auf dem Wagendach. Die Skier brauchten sie erst am nächsten Tag.

Da das Schlafzimmer im unteren Teil des Hauses lag, direkt neben dem Bad, brauchte er die Koffer nicht weit zu tragen. Die Schuhe hatte sie bereits im Flur ausgezogen und war mit beiden Füßen in herrlich warme Pantoffeln geschlüpft, die man auch als Hüttenschuhe bezeichnen konnte.

Es gab keine großen Fenster im Haus. Auch die im Schlafzimmer waren klein und quadratisch. Auf normale Gardinen war ebenfalls verzichtet worden, dafür konnten entweder weiß-blaue oder weißrote Vorhänge vor die Scheiben gezogen werden.

Brett Gibson schrak zusammen, als sich zwei Hände um seine Taille legten. Er hatte seine Frau nicht eintreten hören, sie war an ihn herangeschlichen, und er blieb in der gebückten Haltung stehen,

wobei er spürte, dass sich ein weicher Frauenkörper gegen seinen Rücken drückte. »Bleib so«, flüsterte Cindy.

»Und dann?«

»Ich möchte dich nur spüren.«

»Aber meine Haltung ist unbequem.«

»Hör auf, dich zu beschweren. Ich muss dich einfach spüren, denn ich will sicher sein, dass ich keinen Traum erlebe. Was ich hier sehe, ist echt!«

»Richtig, Cindy.« Brett drückte sich langsam hoch und drehte sich dabei um. Er schaute in das lächelnde Gesicht seiner schönen Frau, die die Augen schloss, als sich seine Lippen ihrem vollen Mund näherten. An ihren Ohrläppchen blinkten zwei Diamanten, und auch auf dem dunklen Pullover glitzerte der Straß. Selbst in den Augenbrauen hatte Cindy etwas verteilt. Sie war eben manchmal herrlich verrückt, was eine gewisse Mode oder auch Vorfreude anging, und auf diesen kurzen Urlaub hatte sie sich irrsinnig gefreut.

Sie sah nicht das etwas nachdenkliche Gesicht ihres Mannes, als er sie küsste. Cindy öffnete den Mund, sie presste sich an ihn und schmiegte sich in seine Arme hinein, als wollte sie ihn nie mehr loslassen. Brett lächelt innerlich. Er kannte dieses Spiel und wusste, dass ihm eine heiße Nacht bevorstand.

Das Poltern auf der Treppe zerriss die Stimmung. Die Kinder kamen, sie hatten Hunger, sie wollten etwas essen, aber nicht hinunter in den Ort fahren, das wollten sie am nächsten Tag, und… und … und…

Tausend Wünsche, tausend Gedanken, bis Cindy ein Machtwort sprach und beide dazu verdonnerte, in die Küche zu kommen und ihr dabei zu helfen, das Abendbrot vorzubereiten.

»Packst du dann die Koffer aus, Brett?«

»Sicher.« Er schaute Cindy an. In einer verführerischen Haltung hatte sie sich gegen den Türpfosten gelehnt und lächelte ihm so ähnlich zu wie vor einigen Jahren, als sie sich kennen gelernt hatten.

Dann ging sie.

Brett musste sich räuspern. Er schloss die Tür, bevor er sich an die Arbeit machte. Niemand sollte sein Gesicht sehen, auf dem sich keine Freude widerspiegelte, denn der Besuch des alten Mannes wollte ihm einfach nicht aus dem Kopf.

War er ein böses Omen gewesen…?

***

Einige Stunden später.

In der oberen Etage war genügend Platz vorhanden, dass die beiden Kinder in zwei getrennten Zimmern hätten schlafen können, doch das hatten sie nicht gewollt. In der ersten Nacht wollten sie in einem Raum schlafen, zudem standen dort zwei Betten, so dass nicht erst

großartig hatte umgebaut werden müssen.

Es war ein langer Tag gewesen, und auch die Kinder konnten nicht immer toben und wachbleiben. Für die Urlaubszeit relativ früh waren sie nach einer heißen Dusche ins Bett gestiegen und eigentlich hatte Amy noch so viel erzählen wollen, aber sie hatte gerade alle ihre Plüschtiere im Bett verteilt, da war die Müdigkeit so groß geworden, dass ihre Augen wie von selbst zufielen.

Amy schlief.

Zweimal hatte Davy nach ihr gerufen, doch keine Antwort erhalten. Dann ließ er es bleiben.

Er konnte komischerweise noch nicht schlafen, lag auf dem Rücken, über sich das tolle große Oberbett und schaute zur Decke, die sich schwach abmalte. Er sah auch den dunklen Schatten der schmiedeeisernen Lampe, die seine Phantasie beflügelte, so dass ihm dieser normale Gegenstand vorkam wie ein erstarrter Wurm oder eine lauernde Schlange, die jeden Augenblick auf sein Bett zustoßen konnte.

Er schauderte trotz des dicken Kissens. Nur mit dem Kopf schaute er hervor, alles andere war unter dem Oberbett verschwunden, und Davy dachte daran, wie weit die blöde Schule doch zurücklag. Es würden tolle Ferien werden, das stand für ihn fest, und bald würden die Conollys kommen, Bekannte der Eltern. Sie brachten Johnny mit. Er war zwar älter, als er, doch er würde sicherlich mit ihnen auf die Loipe gehen.

Alles sah sehr gut aus. Davy hätte auch zufrieden sein und einschlafen können, aber er lag wach im Bett, schaute weiterhin gegen die Decke und lauschte den Geräuschen, die so nah waren und trotzdem wie aus weiter Ferne klangen.

Vom Flur her drang ein schwacher Lichtspalt unter der Türritze in das Zimmer hinein. Manchmal hörte er Schritte oder die Stimmen seiner Eltern. Da das Haus von einer wunderbaren Wärme erfüllt war, tauten draußen die Eiszapfen, und Tropfen fielen nach unten.

Das Klatschen war deutlich zu hören.

Das Geräusch war nicht laut, es hielt den Jungen trotzdem vom Schlafen ab. Vielleicht steckte ihm auch noch das Reisefieber in den Knochen, denn auf diesen Urlaub im Schnee hatte er sich irrsinnig gefreut.

Unten dudelte das Radio. Davy hörte weihnachtliche Musik. Bestimmt saßen seine Mum und sein Dad jetzt zusammen bei einer Flasche Wein. Auch sie hatten sich auf den Urlaub gefreut.

Dann hörte er den dumpfen Aufschlag!

Davy wusste nicht, was los war. Sofort lag er noch steifer im Bett und lauschte. Das Geräusch hatte so gar nicht zu den übrigen gepasst, es war aus der Reihe gefallen. Wahrscheinlich hatte er es deshalb

vernommen.

Er überlegte fieberhaft, was es hätte bedeuten können. War da etwas vom Dach her gerutscht und zu Boden gefallen? Nein, das konnte es nicht sein. Der Elfjährige war ein hellwaches Kerlchen und erinnerte sich daran, dass er dieses Geräusch an der Hauswand gehört hatte.

Da musste etwas dagegen geprallt sein. An der Wand also und auch ziemlich nahe am Fenster.

Davy verdrehte nur die Augen, um gegen das kleine Quadrat schauen zu können. In der Dunkelheit kam ihm die Scheibe wie ein eisiges viereckiges Auge vor, als würde draußen ein über großer Mensch stehen, der in sein Zimmer schaute.

Er fröstelte…

Amy schlief. Sie schnarchte leise, von ihr stammte der Laut nicht.

Oder war es ein Vogel gewesen, der nicht rechtzeitig genug die Kurve gekriegt hatte und gegen die Wand geflogen war?

Dumpfe Laute. Zuerst nur angedeutet, dann aber besser zu hören.

Davy hielt den Atem an. Innerlich vereiste er. Das Bett war nicht mehr warm genug, er konzentrierte sich voll und ganz auf die Geräusche draußen.

Dabei brauchte er nur den Arm ausstrecken, um den Knopf der Lampe zu erreichen. Selbst diese Bewegung schaffte der Junge nicht.

In seinem Bett kam er sich vor wie ein Gefangener. Wie vor einigen Monaten, als ihn Klassenkameraden in der Schultoilette eingeschlossen hatten, erlebte er auch hier wieder das heiße und bedrückende Gefühl der Angst. Wie ein breites Gummiband kroch es in ihm hoch.

Er stellte sich schlimme Dinge vor, ohne behalten zu können, was es genau gewesen war.

Leider blieb die Angst.

Zeit verging.

Die Geräusche nahmen zu. Sie kletterten höher, und sie hatten auch ihre Richtung nicht gewechselt, sie blieben in der Nähe des kleinen Fensters.

Davy starrte nur dorthin.

Seine Lippen waren ebenso trocken wie der Mund. Er bewegte blinzelnd die Augen, er wollte nach seinen Eltern schreien, das schaffte er nicht. Die Furcht war wie eine Fessel, denn sie lähmte leider auch seine eigene Stimme.

Warten – aber worauf?

Vielleicht auf den Umriss, den Schatten, der sich plötzlich hinter der Fensterscheibe abzeichnete und einen grauweißen Fleck in die Mitte des Vierecks malte.

Das war… das war – ein Gesicht!

Davy Gibson sah es überdeutlich. Dazu brauchte er auch kein Licht

einzuschalten. Dieses Gesicht war kein Traum, es gehörte einem Fremden, und es war schlimm.

Eine Fratze, in der die Augen leuchteten. Ein Kinderschreck. Das Gesicht war verzogen, ein schiefer Mund, aus dem warmer Atem drang und von außen her gegen das Glas blies.

Die Umrisse »vermilchten«.

In diesem Augenblick riss die Starre des Jungen. Ein schriller Schrei durchbrach die Stille des Zimmers…

***

Ein kleiner Wohnraum mit Kamin und daneben eine urgemütliche holzgetäfelte Wohnküche. Dort ließ es sich schon aushalten, und die Gibsons konnten sich nie entscheiden, wo sie die Abende verbringen sollten. Entweder im Wohnraum, wo auch der Fernseher stand, oder in der Küche, denn die hölzerne Eckband verlieh diesem Raum genau den Hauch von Gemütlichkeit, der so typisch für diese Landschaft war.

Sie hatten sich für die Küche entschieden. Der Rotwein schimmerte im Glas, auf dem Tisch stand noch frisches Gebäck. Die Dochte zweier dicker roter Kerzen brannten, und ihr flackerndes Licht huschte auch über die Tannenzweige eines Gestecks, in das die beiden Kerzen integriert worden waren.

Ein wunderbarer Abend, ihr erster, den die beiden Gibsons immer genossen, da konnten sie relaxen und gleichzeitig die Pläne schmieden, wie sie die nächsten Urlaubstage verbringen wollten.

Fest stand, dass sie – es war den Kindern versprochen – am nächsten Tag, wenn es dämmerte, hinunter in den Ort und somit zum Weihnachtsmarkt gehen mussten.

»Der Weihnachtsmarkt steht fest«, sagte Brett und tippte zur Bestätigung seiner Worte zweimal mit der Zeigefingerspitze auf den Holzstoß. »Da werden wir erst am Nachmittag hingehen. Wie möchtest du den Morgen verbringen?«

Cindys große Augen leuchteten. »Ich kann es kaum erwarten, auf die Loipe zu kommen.«

»Also sportlich.«

»Und wie.«

Brett lächelte. »Was sein muss, muss sein.«

Erstaunt drückte sich die dunkelhäutige Frau zurück. »Bist du denn nicht einverstanden?«

»Das habe ich nicht gesagt.« Er schaute auf die schimmernde Seide der dunkelroten Bluse. Dazu trug Cindy – er fand den Namen blöd, aber so wurde sie nun mal genannt – schwarze Leggins mit ebenfalls dunkelroten Mustern. Auf die Hüttenschuhe hatte sie verzichtet, die Beine angezogen und sie schräg auf die Bank gelegt.

»Aber begeistert bist du auch nicht.«

Er hob die Schultern.
»Oder willst du warten, bis die Conollys morgen angekommen sind?«
»Das ist möglich.«
»Du willst sie hier empfangen?«
»Das schon. Bill und ich haben uns abgesprochen, dass wir gemeinsam einen Weihnachtsbaum kaufen gehen.«
Cindy legte den Kopf zurück. »Ahhh«, sagte sie langgezogen, »ich weiß, wo das endet.«
»Wo denn?«
»Wie denn, sag lieber. In einem Rausch, den ihr euch an verschiedenen Glühweinbuden holt. Weißt du noch, wie ihr in London darüber gesprochen habt? Du hast Bill den Mund wässrig gemacht, und diesmal werdet ihr zu dritt sein. Bills Freund John kommt noch mit. Dann haben wir drei Betrunkene zu pflegen.«
»Pflegen«, Brett hob seine Arme.
»Wie sich das anhört. Als wären sie alt und krank.«
Cindy verzog die Lippen. »Also weit davon seid ihr nicht entfernt.«
»Sieh doch nicht alles so negativ.«
Zwei Hände streichelten seine Wange. »Das sehe ich auch nicht. Es ist mir auch egal. Nur weiß ich nicht, ob Sheila und ich euch abholen können.«
»Zur Not nehmen wir ein Taxi.«
»Mit den Christbäumen?«
»Ja.«
»Wenn ihr das schafft.« Cindy machte den Arm lang. Sie griff an den Kerzen vorbei zur Rotweinflasche und ließ die Flüssigkeit aus der Flaschenöffnung bewusst langsam in ihr Glas fließen, weil sie ihrem Mann noch etwas sagen wollte. Sie wusste nicht, wie er auf das Thema reagieren würde, aber Cindy gehörte zu den Frauen, die nichts auf die lange Bank schoben und immer schnell Klarheit haben wollten. »Sag mal, Brett«, sie stellte die Weinflasche wieder zurück, »was ist eigentlich los mit dir?«
»Hm!« Er runzelte die Augenbrauen. »Was, zum Teufel, soll denn mit mir los sein?«
»Im Prinzip nichts.«
»Aha.«
»Moment, lass mich ausreden.« Sie blickte ihrem Mann in die Augen. »Als ich dich mit den Koffern ins Haus bat, da hast du so komisch reagiert, Brett.«
»Wie denn?«
»Du warst irgendwie anders.«
»Zu dir, Cindy?«
»Nein, auf keinen Fall, aber anders eben. Nicht so locker. Du hast auf mich einen bedrückten Eindruck gemacht, als würden dich Sorgen

plagen, was ja im Urlaub nicht sein soll. Hast du irgendwelchen Ärger in der Firma gehabt? Wenn ja, lass uns darüber reden.«

Brett gab keine Antwort. Er schaute auf die weiß blau gemusterte Decke – die weihnachtliche würden sie erst später auflegen – räusperte sich und hob die Schultern.

»Also doch!«, stellte seine Frau fest.

»Nein.«

»Warum lügst du?«

»Es ist zumindest nicht das, von dem du gesprochen hast. Es geht da um andere Dinge.«

»Okay, um welche? Willst du mit mir darüber reden? Geht es uns beide an? Ist eine andere…«

»Keine andere Frau, wenn du das sagen willst. Nein, nein, es hat schon etwas mit dieser Umgebung zu tun. Du hast es nur nicht mitbekommen. Es war zudem nicht möglich, weil du dich im Haus aufgehalten hast. Ich stand ja draußen und kümmerte mich um die Koffer.«

»Und weiter.«

»Da kam ein Mann.«

Cindy runzelte die Stirn. »Das hört sich an, als wäre es ein Fremder gewesen.«

»Richtig, er war fremd und er war mir auch nicht geheuer, denn er stellte Fragen, die doch sehr in den persönlichen Bereich gingen.«

»Was wollte er denn wissen?«

Brett Gibson blies die Luft aus und lehnte sich zurück. »Am besten ist es, wenn ich dir die Geschichte von Beginn an erzähle. Dann kannst du deine Meinung dazu sagen.«

»Da bin ich aber gespannt.«

In den folgenden Minuten redete nur Brett Gibson. Cindy hörte zu. Sie fing an, mit ihrem Ohrschmuck zu spielen, zeigte manchmal Unverständnis und nickte schließlich einige Male, als Brett seinen Bericht beendet hatte.

»Da war ich an deiner Stelle auch misstrauisch geworden.«

»Eben. Komischerweise muss ich über die Begegnung immer nachdenken. Den Grund kann ich dir auch nicht nennen. Vielleicht liegt es halt an der doch tiefen Beunruhigung, die mich erfasst hat. Das Auftauchen des Kerls hat meine Stimmung für einige Zeit in Richtung Nullpunkt gesenkt.« Brett räusperte sich. »Weißt du, Cindy, er passte einfach nicht hierher, nicht in diese Umgebung. Er war anders, als hätte man ihn aus einem Gruselfilm entlassen.«

»Jetzt übertreibst du.«

»Mag sein. Nur frage ich dich, Cindy, welchen Grund hatte er denn, sich nach unseren Kindern zu erkundigen?«

»Das finde ich allerdings auch seltsam.«

»Eben, meine ich doch.«
Cindy legte ihre Hände zusammen, als wollte sie beten. »Allgemeine Neugierde kann das nicht gewesen sein – oder?«
»Auf keinen Fall.«
»Hat er dir denn seinen Namen genannt?«
»Auch nicht. Er sagte nur, dass er aus der Tschechei käme. Kein Wunder, die Grenze ist nah und hält den Vergleich mit einem Eisernen Vorhang auch nicht mehr stand.«
»Was aber nichts Negatives bedeuten muss.«
»Das stimmt.«
Cindy trank den Wein. Bevor sie ihn schluckte, kaute sie ihn beinahe andächtig. Dann fragte sie: »Hast du dir denn einen Plan ausgedacht, was wir eventuell tun könnten?«
»Nein.«
»Willst du ihn suchen?«
»Auch das nicht, Cindy.« Er lauschte für einen Moment der weihnachtlichen Musik, die von der Kassette abgespielt wurde. »Ich werde ihn nicht suchen, aber ich werde die Augen offener halten als sonst. Mir hat es nicht gefallen, dass er nach Davy und Amy fragte. So etwas tut man doch nicht, wenn man einen fremden Menschen sieht.«
»Das denke ich auch.«
»Also, Cindy.« Er sprach jetzt wie mit seinen Mitarbeitern im Büro. »Wenn Bill und ich auf dem Weihnachtsmarkt sind und uns dort nach Bäumen umsehen, möchte ich dich bitten, auf diese Gestalt zu achten. Es kann durchaus sein, dass sie dir über den Weg läuft. Wenn ja, bist du wenigstens gewarnt.«
»Das ist eine gute Idee. Mit anderen Gästen hat dieser Kerl wohl nicht gesprochen?«
»Nein, das nicht. Ich sagte ja schon, er hat auf der Stelle kehrtgemacht und ist oben im Wald verschwunden.«
Cindy zog den Mund schief. »Im Wald.« Sie lachte auf. »Was will er denn dort?«
»Das weiß ich doch nicht.«
»Ob er da wohnt?«, murmelte die Frau.
Ihr Mann verdrehte die Augen. »Wer wohnt schon im Wald? Und das bei der Kälte.«
»Immerhin finden sie dort Holz zum Heizen. Und die Wälder hier sind ziemlich dicht. Hier gibt es in unmittelbarer Nähe sogar einen Nationalpark, wo man alles so wachsen lässt, wie es…«
Der Schrei unterbrach sie.
Beide starrten für einen Moment starr und erbleichten.
»Davy!«, rief die Frau. »Das… das war Davy, um Himmels willen…«
Ihr Mann hörte sie kaum noch, denn er war aufgesprungen und jagte mit langen Schritten aus dem Raum und die Treppe hoch…

***

Brett Gibson stieß mit einer wuchtigen Bewegung die Tür auf, betrat das Zimmer, machte sofort Licht und sah Davy schreckensbleich in seinem Bett sitzen. »Mein Gott, Junge, was ist?«

»Daddy, bitte!« Er strecke Brett die Arme entgegen, um ihn zu umarmen. Auch seine Schwester war erwacht, aber noch nicht richtig da. Amy quängelte, rieb sich die Augen und sah dann die Mutter auf sich zueilen, die beide Hände gegen ihre Wangen legte und auf Amy beruhigend einredete.

»Muss ich denn schon aufstehen, Mummy?«

»Nein, Schatz, noch lange nicht.«

Amys Augenlider bewegten sich. Plötzlich war sie wieder eingeschlafen, trotz des Lichts, und Cindy konnte sich um ihren Sohn kümmern. Sie sah ihn in den Armen seines Vaters liegen, der ihn streichelte und beruhigend auf ihn einsprach.

Davy selbst hatte geweint und weinte noch immer. Seine Augen waren leicht gerötet. Ihm lief die Nase.

Gebückt blieb Cindy neben dem Bett stehen. »Was ist denn geschehen, Brett?«

»So genau weiß ich das noch nicht. Jedenfalls hat sich Davy sehr erschreckt.«

»War er denn die Zeit über wach?«

»Das kann so gewesen sein.«

Der Junge wollte auch von seiner Mutter umarmt werden, erst dann beruhigte er sich soweit, dass er auch in der Lage war, die ersten Fragen zu beantworten.

Sie sprachen leise, damit Amy nicht noch einmal geweckt wurde.

So erfuhren sie, dass Davy hinter der Fensterscheibe ein Gesicht gesehen hatte, nachdem komische Geräusche verstummt waren.

»Ein Gesicht?«

»Ja, Dad.«

»Du schläfst doch hier oben. So groß ist niemand. Ich glaube, du hast dich geirrt.«

»Nein, Dad, es war ein Gesicht.« Davy trommelte mit beiden Fäusten auf sein Oberbett.

»Du hast es genau gesehen?«

»Klar, das habe ich.«

»Kannst du es dann beschreiben?«

Er nickte.

Cindy streichelte ihn. »Bitte, Liebling, tu uns den Gefallen, beschreibe dieses Gesicht.«

Davy nickte. Mit einem Taschentuch wischte er sich die Tränen aus den Augenwinkeln. Anschließend putzte er seine kleine Nase, knüllte das Taschentuch zusammen und behielt es in der Faust, als könnte es

ihm den nötigen Trost geben.

Dann fing er an zu reden. Er sprach stockend, wobei er den Kopf drehte, immer wieder zum Fenster schaute, als könnte das Gesicht, das er beschrieb, dort jeden Moment wieder auftauchen und erneut hereinglotzen.

Es blieb verschwunden. Nur das Licht der dreiarmigen Deckenleuchte spiegelte sich in der Scheibe. Die Punkte sahen aus wie helle Irrlichter, die erschienen waren, um dem Jungen einen Gruß aus einer fernen Welt zu bestellen.

Davys Eltern hörten sehr genau zu. Sie achteten dabei auf jedes Wort. Ohne dass sie sich abgesprochen hätten, schauten sie sich plötzlich an und nickten sich dann zu.

Sie wussten Bescheid.

Nur sprachen sie in Davys Beisein nicht mehr darüber. Er hatte auch zum Thema selbst nichts zu sagen. Dafür klammerte er sich an seine Mutter und sprach davon, dass die Angst noch nicht verschwunden war.

»Okay, mein kleiner Schatz ich bleibe bei dir. Wir werden in einem Zimmer schlafen. Wir gehen nach unten und machen es uns dort gemütlich. Ist das gut?«

»Wirklich?«

»Wenn ich es dir doch verspreche.«

»Toll, Mummy.« Für beide Kinder war es das Größte, in den Betten der Eltern schlafen zu dürfen. Davys Vater stand an der Tür und gab seiner Frau Zeichen, die sie nickend zur Kenntnis nahm. Er deutete mit dem ausgestreckten Zeigefinger noch einmal auf das Fenster, danach gegen den Boden und zog sich leise zurück.

Auf der Treppe lief er schneller. Sein Gesicht war dabei zu einer Maske geworden. Er hatte den Bericht seines Sohnes genau verstanden, und er wusste auch, wen Davy gesehen hatte. Diesen verfluchten Kerl, der ihm die unangenehmen Fragen gestellt hatte. Er schwor sich, diesen Mann zur Rede zu stellen, sollte er ihm noch einmal über den Weg laufen.

Brett Gibson zerrte seine gefütterte Jacke vom Haken. Wuchtig riss er die Tür auf. Am liebsten hätte er jetzt eine Waffe gehabt, als er in die Kälte trat, die in seine Haut schnitt. Aus dem Himmel fielen sehr feine Schneeflocken, aber sie hatten bereits zahlreiche Spuren verdeckt.

Er musste um das Haus herum. Seine Schritte knirschten auf der leicht gefrorenen Oberfläche der weißen Pracht. Als er um die Ecke ging, wäre er fast gegen den kleinen schuppenartigen Anbau des Hauses gelaufen.

Dort war das entsprechende Werkzeug untergebracht. Zumeist Schaufeln und Spaten, denn oft genug musste der Weg vom Schnee freigeschaufelt werden.

Neben dem Schuppen stand auch der Wagen. Brett hatte ihn selbst dorthin gefahren. Auf dem Dach und den Scheiben lag bereits eine dünne Schneeschicht.

Die Schlüssel trug er bei sich. Am Bund hing auch der kleinste Schlüssel, der zum Vorhängeschloss der Schuppentür passte. Zweimal musste er ihn drehen, dann konnte er das Schloss aufziehen, und wenig später auch die Tür des Schuppens.

Es war stockfinster. Ein Feuerzeug spendete Brett Licht. Geduckt betrat er den Schuppen. Das Gerät lehnte an der rechten Wand. Gegenüber standen die Säcke mit Sand.

Brett nahm den Spaten an sich. Das Metall schimmerte bläulich wie blankes Eis. Er glaubte zwar nicht, dass ihm gerade jetzt noch jemand über den Weg laufen würde – und der Typ aus dem Wald schon gar nicht –, aber sicher war sicher.

Mit dem Fuß schob er die Tür wieder zu. Ein überlautes Geräusch in der nächtlichen Stille, die erst dann wieder eintrat, als Brett Gibson unter dem Fenster seines Sohnes stehenblieb, um festzustellen, dass er so gut wie nichts erkennen konnte.

Er brauchte Licht, nahm wieder das Feuerzeug, bückte sich und lehnte den Spaten gegen die Wand. Das Licht flackerte. Es zog in dieser verdammten Ecke, und sehr bald war die Flamme erloschen.

Er versuchte es erneut und deckte das Feuer mit der Hand ab.

Jetzt ging es besser.

Es war natürlich schwer, auf diesem vereisten Boden irgendwelche Fußspuren zu finden. Dafür entdeckte Brett Gibson etwas anderes. Abdrücke in der Eisschicht, die von zwei harten Gegenständen hinterlassen worden waren. Vielleicht hatte jemand eine Leiter in den Boden gestemmt? Und diese Stelle befand sich direkt unter Davys Fenster, aus dem der Lichtschein fiel.

Brett Gibson wusste Bescheid. Für ihn kam gar nichts anderes in Frage. Hier hatte jemand eine Leiter gegen die Wand gestellt und war dann die Sprossen bis zum Fenster hochgestiegen.

»Dieses Schwein«, flüsterte er. »Wenn ich den in die Finger kriege, drehe ich ihm den Hals um.« Es war ein Versprechen, und in den Augen des Mannes stand ein böses Leuchten. Brett drehte durch, wenn es um seine Kinder ging. Die Familie war ihm heilig, dazu zählten Amy und Davy nun mal. Wütend stieß er die Luft aus, wollte wieder einatmen, da hörte er plötzlich das Kratzen.

Brett blieb hocken.

Ein Fiepen, schrill und aggressiv. Wuchtig sprang ihn etwas von hinten her an und verbiss sich in den Saum seiner Jacke. Brett schnellte hoch, die Jacke hatte er nicht geschlossen. Als er sich drehte, da drehte sie sich mit und er sah das etwa handlange Tier, das sich dicht oberhalb des Saumes festgebissen hatte.

Das war keine Maus, auch kein Eichhörnchen, es war eine Ratte.

Er fluchte leise und schlug mit der linken Hand zu. Es ekelte ihn schon, als die Faust den kalten, pelzigen Körper traf, der ihm so hart vorkam, als wäre er gefroren. Doch der Erfolg gab ihm recht. Die Ratte ließ los und fiel zu Boden. Sie war etwas benommen. Das Glück der Sekunde nutzte der Mann aus. Er packte den Spaten, zielte kurz und rammte das Blatt dann nach unten. Es durchtrennte den Rattenkörper.

Tief atmete er durch, trat zurück und lehnte sich gegen die Schuppenwand. Nicht dass er sich erschöpft fühlte, er musste sich einfach erholen, denn nie zuvor hatte er in seinem Leben eine Ratte getötet.

Wo kam das Tier her? Er fragte auch weiter. War es nur die eine Ratte gewesen, oder lauerten noch mehrere dieser verdammten Nager in unmittelbarer Nähe? Er konnte es nicht sagen, Brett wollte nur nicht, dass seine Kinder die beiden Teile fanden. Nicht weit von der Hütte entfernt, wo das Gelände etwas abfiel, war ein Schneewall gebaut worden. Er bildete praktisch die Grenze zum kleinen Nachbargrundstück.

Vor dem Fall grub er mit dem Spaten ein Loch. Dort versteckte er die beiden Rattenhälften. Als er dabei war, das Loch wieder zuzuschaufeln, hörte er von oben die Stimme seiner Frau. Sie hatte das Fenster geöffnet und sich nach draußen gelehnt.

»Brett…!«

Der Mann drehte sich um und schaute nach oben.

Atem dampfte vor Cindys Lippen. »Was tust du da?«

Heftig winkte er ab. »Das erzähle ich dir später. Wo sind denn die Kinder?«

»Schon in unserem Schlafzimmer.«

Gibson war beruhigt. »Ja, das ist gut. Warte noch einen Moment, dann bin ich auch bei dir.«

Cindy gab keine Ruhe. »Was hast du denn da unten getan?« Obwohl sie leise sprach, hallte ihre Stimme in der klaren Winternacht nach.

»Das erzähle ich dir später.«

»Gab es denn Spuren?«

»Auch.«

»Bis gleich.« Cindy kannte den Tonfall in der Stimme ihres Mannes. Da war es besser, wenn sie sich zurückzog und keine weiteren Fragen mehr stellte. Besorgt war sie trotzdem, denn ihr Mann musste etwas Geheimnisvolles getan haben.

»Ist Daddy schon zurück?«, rief Davy. Er lag nicht mehr im Bett und hatte sich in der offenen Tür aufgebaut. Im Arm hielt er einen bunten Nikolaus mit weißem Rauschebart.

»Nein, Daddy ist noch draußen. Er kommt aber gleich.«

»Was macht er denn da? Sucht er den Mann mit dem komischen Gesicht, Mummy?«

»Ich weiß es nicht, Schatz.« Sie griff zu einer Notlüge. »Er wollte noch etwas aus dem Wagen holen.«

»Was denn?«

Cindy schob ihren Sohn zurück ins das Zimmer. »Das hat er mir leider nicht gesagt.«

»Dann frage ich ihn selbst.«

»Das kannst du machen, Davy, aber nicht mehr heute, sondern morgen früh.« Sie legte einen Finger gegen die Lippen. »Sei schön leise, damit Amy nicht wach wird.« Cindy ging zum Fenster und zog die Vorhänge zu.

»So, und jetzt wird geschlafen.«

»Aber du lässt die Tür auf, nicht?«

»Mach ich doch.« Sie gab ihrem Sohn einen dicken Kuss.

»Lässt du auch das Licht im Flur brennen?«

»Klar«, sagte sie von der Tür her, winkte Davy und betrat den Flur. Die Tür ließ sie zur Hälfte offen. Wenig später verschwand das Lächeln auf ihrem Gesicht. Sie dachte an das seltsame Benehmen ihres Mannes und rechnete damit, dass etwas Schlimmes vorgefallen war. Zumindest hatte er eine Spur entdeckt und damit den Beweis, dass Davy nicht schlecht geträumt hatte.

Brett Gibson hatte das Haus noch immer nicht betreten. Er stand vor der Frontseite und ließ seinen Blick über die graue Schneefläche hinweggleiten, die an manchen Stellen Buckel bekommen hatte und auch des öfteren hell schimmerte. Es hatte aufgehört zu schneien.

Keine Flocke rieselte mehr vom Himmel. Wind hatte die Wolken vertrieben, der Himmel präsentierte sich als eine glatte Fläche mit Gestirnen, die allerdings nicht so klar zu sehen waren, sondern etwas verschwommen wirkten, auch das Gebilde des abnehmenden Mondes.

Die Dunkelheit zeigte eine gewisse Tiefe und Schärfe. Trotz ihrer Intensität sah Brett Gibson den Wald. Eine sehr dunkle, breite Fläche, in der sich Unheil versteckte.

Der Anblick dieses Waldstücks ließ ihn zusätzlich frösteln. Wenn ihn nicht alles täuschte, hatte sich an seinem Rand eine Nebelfront gebildet. Da sah das Unterholz dann aus, als würde es in der Luft schweben.

Bevor er mit seiner Familie in den Urlaub gefahren war, hatte er sich noch einmal die Straßenkarte angeschaut. Den Beschreibungen und Zeichnungen zufolge lag jenseits des Waldes die Grenze zur Tschechei.

Er dachte an den Mann mit der harten Aussprache. Er kam aus dem Nachbarland, da stellte sich die Überlegung, ob er auch dorthin wieder zurückgekehrt war. Für einen Einheimischen musste es leicht sein, über die grüne Grenze zu gelangen.

Längst hatte sich ein negatives Gefühl dem anderen gegenüber aufgebaut. Er hasste ihn. Er mochte keine Menschen, die Kinder erschreckten oder noch Schlimmeres mit ihnen anstellten. Für Brett war der Urlaub zwar nicht gelaufen, nur würde er die Augen offenhalten und die Tage nicht mehr so locker erleben. Das galt sicherlich auch für seine Frau.

Am nächsten Tag würden sie Besuch kriegen. Die Conollys selbst waren zu dritt, aber sie würden ihren Freund John Sinclair mitbringen. Brett Gibson wusste nicht, dass dieser Mann Yard-Beamter war, er beschäftigte sich beruflich mit Fällen, über die viele Menschen nur den Kopf schüttelten, weil sie daran nicht glauben konnten. Sinclair kämpfte gegen eine andere Riege von Gegnern. Es war nicht falsch, sie als Dämonen zu bezeichnen.

War der Alte ein Dämon gewesen?

Es war möglich, da war er schon Realist. Jedenfalls sah er ihn als einen Kinderschreck an. Und dann war da noch die Sache mit der Ratte.

Er sah die Schatten.

Sie flitzten über die graublasse Fläche vor ihm, als wäre ein Muster aus Punkten in Bewegung geraten. Sie waren sehr schnell, huschten hin und her, und sie jagten dabei ausschließlich in eine Richtung, nämlich dem Wald entgegen.

Brett erstarrte nicht, er fieberte innerlich. Wenn ihn nicht alles täuschte, waren es Ratten, und nicht einmal zu knapp. Sekunden später sah er sie nicht mehr. Da waren auch sie von der dunklen Wand verschluckt worden.

Er drehte sich um und ging zurück ins Haus.

***

Nachdem er die Jacke ausgezogen hatte und in die Küche getreten war, wollte ihm Cindy einen Rotwein einschenken, doch ihr Mann schüttelte den Kopf.

»Jetzt brauche ich einen Kognak.«

»Gut.« Cindy schenkte ihn ein. Ihr Mann bedankte sich und hielt den Schwenker mit beiden Händen fest. Er schaute gegen die Decke, trank zwei Schlucke, bevor er sich auf der Bank niederließ. Cindy saß ihm gegenüber.

»Schlafen die Kinder?«

»Ich denke schon, Brett.«

Er nickte vor sich hin, trank wieder und schaute sich um. »Diesen Mann habe ich nicht mehr gesehen, Cindy.«

»Kann ich mir denken. Aber du warst ziemlich lange draußen.« Es klang neugierig, nicht vorwurfsvoll.

»Ja.«

»Hast du etwas entdeckt?«

Er hob die Schultern. »Unser Sohn hat nicht gelogen. Da muss jemand an seinem Fenster gewesen sein. Ich habe am Boden Spuren einer Leiter entdeckt.«

»Das ist nicht alles.«

»Leider nicht.«

Die Antwort erschreckte Cindy. Etwas zog sich in ihrem Magen zusammen. Sie hatte gleichzeitig das Gefühl, weinen zu müssen, immerhin ging es um ihren Sohn. »Willst du es nicht sagen, Brett?«

»Doch, Cindy. Ich möchte nur, dass du es für dich behältst.«

»Wenn es dein Wunsch ist, natürlich.«

»Ich habe Ratten gesehen.«

Cindy Gibson bewegte sich nicht. Sie hatte die Hände auf den hölzernen Küchentisch gelegt, schüttelte den Kopf und fragte mit rauer Flüsterstimme: »Du hast was gesehen?«

»Ratten.« Er nickte. »Und eine von ihnen habe ich mit dem Spaten zerteilt!«

Die dunkelhäutige Frau schüttelte sich, als hätte ihr jemand Wasser über den Kopf gegossen. »Das kann doch nicht wahr sein. Ratten – hier?«

»Leider ist es wahr.« Brett schaute gegen die Tischdecke. Dann gab er seinen Bericht, und Cindy zeigte sich erschreckt, als sie von der Masse dieser Tiere erfuhr. »Das ist ja eine regelrechte Plage gewesen«, flüsterte sie.

»So kann man es sehen.«

Sie strich über ihr Gesicht. »Hast du eine Ahnung, wo sie hergekommen sind?«

»Ja und nein. Aus dem Wald.« Er stellte sich die Gegenfrage. »Leben Ratten im Wald?«

»Das weiß ich nicht, Brett. Gehört habe ich zumindest nichts davon.«

»Ich auch nicht.«

Sie riss sich zusammen. Nur ruhig denken, dachte sie. »Aber du siehst ihr Auftauchen in einem Zusammenhang mit dem Erscheinen dieses komischen Mannes.«

Brett hob die Schulter. »Das weiß ich noch nicht. Ich versuche zumindest, eine Verbindung herzustellen. Ob es klappt, ist fraglich. Ich wüsste auch nicht, was dieser Typ mit den Ratten zu tun haben könnte. Ist er ein Rattenfänger?«

»Keine Ahnung.« Cindy dachte bereits weiter. »Morgen treffen die Conollys ein.«

»Na und?«

»Willst du ihnen und ihrem Freund John Sinclair etwas vom Auftauchen der Ratten sagen?«

Brett schwieg. Er hob die Schultern. Es war ihm anzusehen, dass er

sich unwohl fühlte und noch keinen Entschluss gefasst hatte. »Ich weiß es nicht, Cindy, ich weiß es wirklich nicht. Die wollen hier einen Urlaub erleben und sich nicht mit Ratten herumschlagen. Das sollte man schon akzeptieren.«

»Ich gebe dir recht, Brett. Allerdings nur so lange, bis sie wieder hier erscheinen.«

»Meinst du?«

»Davon bin ich überzeugt. Die suchen bei der Kälte einen warmen Ort. Den finden sie in der Nähe der Menschen.« Cindy überlegte:

»Wenn ich mir vorstelle, dass sich hier in der Feriensiedlung Ratten bewegen, dann wird mir ganz anders. Das ist ja schrecklich. Wenn die Nager zu hungrig sind, dann machen sie auch vor Menschen nicht halt. Das habe ich einmal gelesen.«

»Ja, vielleicht.«

»Und jetzt?«

»Gehen wir zu Bett, Cindy.«

»Kannst du schlafen?«

Er lächelte schief. »Zumindest werde ich es versuchen.«

»Die Kinder liegen in den Ehebetten. Das ist anders«, murmelte Cindy, »und ich habe zudem das Gefühl, dass auch unser Urlaub nicht so verläuft wie sonst und wie wir ihn uns in London ausgemalt haben. Für mich ist noch etwas hinzugekommen, eine dumpfe, bedrückende Angst…«

***

Ich stand vor dem Fenster meines kleinen Zimmers im ersten Stock des hübschen Hauses und schaute auf die weiße Schneefläche, die bis zum Wald reichte.

Die Reise war gut verlaufen, und die Conollys hatten sich in einer wahren Super-Urlaubsstimmung befunden. Ich war ruhiger gewesen, weil mir der letzte Fall noch immer sehr nachging. Je mehr wir uns allerdings von der Insel entfernt hatten, umso stärker verloren sich meine Gedanken an diesen Fall.

Ich schaute nur nach vorn.

Das hieß Urlaub!

Wir hatten alles in dem Volvo-Kombi verstauen können. Am neuen Münchener Flughafen hatte er für uns bereitgestanden, und eigentlich lief alles prima.

Ich suchte den Haken.

Es gab ihn nicht, zumindest hatte ich ihn nicht gefunden, und das störte mich. Keiner meiner Urlaube war bisher normal verlaufen, da war immer etwas gewesen, und ich konnte mir nicht vorstellen, dass es heute anders sein würde.

Ich hatte auch die vier Gibsons kennen gelernt, die Familie war mir

auf den ersten Blick sympatisch gewesen. Mit ihnen konnte man wirklich umgehen.

Als großen Skiläufer wollte ich mich nicht bezeichnen. Ob ich nun auf die Loipe ging, wusste ich noch nicht. Die Conollys jedenfalls hatten sich mit ihren Freunden bereits zu einem ersten Testlauf verabredet, und auch die Kinder waren dabei. Sie wollten bei Anbruch der Dämmerung zurückkehren und dann entscheiden, ob wir noch in den Ort fuhren, um einen Bummel über den Weihnachtsmarkt zu machen.

An mir sollte es nicht liegen, ich würde mich gern fügen, denn ich wollte mich entspannen und nicht selbst nachdenken.

Es war ruhig im Haus. Ich konnte gemütlich den Koffer auspacken und räumte meine persönlichen Kleidungsstücke – viele waren es nicht – in den Bauernschrank aus Fichtenholz.

Mein Zimmer war klein, hatte eine Schräge, aber es war wirklich gemütlich. Vor allen Dingen das hölzerne Bett mit den großen Kissen und dem mächtigen Oberbett. Es war frisch bezogen worden und roch auch so. Zum Bad musste ich auf die andere Seite des Flurs, das heißt, es gab eine Dusche mit Toilette. Die teilte ich mir mit meinem Patenkind Johnny. Die blau und rot gewürfelten Vorhänge am Fenster hatte ich zurückgeschoben, um den guten Blick nach draußen zu haben.

An diesem Tag waren zahlreiche Feriengäste eingetroffen, und es herrschte dementsprechender Betrieb, der um diese Zeit schon abgeflaut war, denn viele Gäste unternahmen ihre erste Fahrt oder den ersten Spaziergang im Schnee. Ihre Spuren und Tritte hatten in der glatten Schneefläche ein Muster hinterlassen.

Um die Häuser der Feriensiedlung herum herrschte nicht viel Betrieb. Es hatte sich verlaufen. Das würde bei Einbruch der Dunkelheit anders werden, dann kehrten die Menschen zurück, um die Stimmung in ihren Häusern zu genießen.

Ich war mit dem Einräumen der Kleidung schnell fertig und dachte darüber nach, wie ich mir die Zeit bis zum Eintreffen der Conollys vertreiben sollte.

Ich hätte mich hinlegen können und wäre auch sicherlich eingeschlafen, das wollte ich nun doch nicht. Wenn die Conollys mich schlafend vorgefunden hätten, wäre das ein zu großer Spaß gewesen. Zudem hatte ich mir angewöhnt, mich immer dort, wo ich meinen Urlaub verbrachte, in der Umgebung umzuschauen, um mir einen ersten Überblick zu verschaffen. Seltsamerweise zog mich der Wald an.

Ich ging wieder zum Fenster und maß die Entfernung ab.

Sehr weit war es nicht. Ein guter Spaziergang, wenn ich den Rückweg mit einschloss. Vielleicht traf ich sogar meine Freunde, denn

einige Loipen führten am Waldrand entlang und sogar in ihn hinein.

Ich ging über die Holzstiege nach unten, streifte die dicke, gefütterte Lederjacke über, vergaß auch den Schal nicht, steckte die Handschuhe ein und nahm den Ohrenschützer mit, ein grünes Stoffband, das noch einen Teil des Kopfes wärmte.

So gerüstet wollte ich der Kälte trotzen. Und es war kalt geworden, das merkte ich schon beim Hinausgehen. Der Atem dampfte vor meinen Lippen. Der Himmel hatte seine Klarheit verloren. Er lag jetzt wie ein graues Tuch über dieser hügeligen Landschaft, die sich vor meinen Augen ausbreitete.

Das Band schützte meine Ohren, die Handschuhe die Hände. Den Schal zurrte ich fester, der gelbe Pullover war auch dick, und so stiefelte ich mit offener Lederjacke los. Ich hatte mir kurz vor der Abfahrt noch halbhohe Stiefel besorgt. Wenn ich damit auf dem Weg bliebe, gab es keine Probleme.

Autoreifen hatten darauf ihre Muster hinterlassen. Nicht weit entfernt lieferten sich Kinder eine Schneeballschlacht. Aus dem Tal herauf erklang eine Glocke. Hier oben jedoch, auf der Höhe, da kam ich mir vor, als würde ich auf einer Insel schweben, weit weg von allem Irdischen, hineingestellt in den kalten Winter.

Lichtergirlanden hingen vor den Häusern in den Tannenbäumen.

Manche schimmerten in bunten Farben. Andere wiederum waren noch nicht eingeschaltet.

Ich ließ die Feriensiedlung hinter mir zurück, überquerte die ersten Loipenspuren und spürte dann, dass ich einen leicht anstrengenden Hang hochging, was vom Fenster aus kaum zu sehen gewesen war. Mein Ziel war und blieb der Wald.

Ich war allein, schaute auf den Schnee und lauschte den knirschenden Geräuschen, die meine Tritte auf der weißen Fläche hinterließen.

Die Einsamkeit tat mir gut. Ich kam mit ihr zurecht, und ich konnte meinen Gedanken nachhängen, die sich nicht um den Urlaub drehten, sondern sich mit der Zeit danach beschäftigten.

Ich war den Dunklen Gral los, ohne allerdings damit zu rechnen, dass die Sache damit erledigt war. Da würde noch etwas hinzukommen, dessen war ich mir sicher. Irgendwann geriet ich wieder an Avalon, das gehörte einfach dazu. Und ich würde auch auf Nadine Berger treffen und war gespannt, wie wir uns dann verhielten.

Als ich nach vorn schaute, sah ich die dünnen, relativ langen Schatten. Sie malten sich auf dem Schnee ab und kamen mir vor, als wollten sie nach mir greifen.

Ich blieb stehen, stellte fest, dass der Waldrand nicht mehr weit entfernt lag. Die Langläufer fuhren weiter rechts von mir, dort war der Wald lichter, mir jedoch kam er vor wie eine sperrige Mauer

unterschiedlicher Höhe.

Da wuchsen die Tannen und Fichten wie wuchtige Riesen mit ausgebreiteten Armen, überragt von Laubbäumen, die allerdings in der Minderzahl waren. Ihre kahlen Kronen griffen wie dunkle Skelettarme nach dem Himmel. An einigen Stellen hatte sich der Schnee gehalten. Er klebte wie festgeleimt auf dem Gehölz und hatte seine Schichten auf den Zweigen der Tannen hinterlassen.

Ich runzelte die Stirn.

Warum gefiel mir dieser Wald nicht, obwohl er so normal aussah?

Doch es war etwas vorhanden, das mich störte. Ich konnte den Grund nicht nennen, wollte von einer Ahnung sprechen und hatte einfach das Gefühl, als wäre mir der Wald feindlich gesonnen.

Ein unhörbarer Befehl erreichte mich.

Bis hierher und nicht weiter!

Unsinn. Ich schüttelte den Kopf. Ein leichter Windstoß wehte Schneekristalle von den Tannenzweigen und mir ins Gesicht. Ich drehte den Kopf weg und schaute zurück.

Jetzt lag das Halbrund der Feriensiedlung vor mir. Gemütliche Häuser, zwar alle gleich aussehend und trotzdem nicht so siedlungsmäßig wirkend, weil zwischen den einzelnen Häusern Tannen wuchsen und sich der Eindruck ergab, dass das Gebiet in zahlreiche Parzellen aufgeteilt worden war.

Die Menschen wirkten klein und kamen mir irgendwie schutzbedürftig vor.

Ich wandte mich wieder dem Wald zu.

Er hatte sich nicht verändert, mein Eindruck war der gleiche geblieben. Er gefiel mir nicht, aber er zog mich auf der anderen Seite auch an. Ich wollte einen Blick hineinwerfen, was an dieser Stelle nicht klappte, weil das Unterholz zu dicht wuchs. Es machte den Eindruck eines verfilzten Walls, der nur mit Werkzeug zu durchbrechen war.

Ich ging weiter.

Nach wenigen Metern schon änderte sich mein Blickwinkel. Ich konnte über die Siedlung hinweg in das Tal schauen und sah dort die kleinen Häuser des Ortes und glaubte auch, die schimmernden Lichter des Weihnachtsmarktes zu sehen. Er gruppierte sich um die Kirche herum.

Etwas knackte hinter mir.

Ich drehte mich um.

Nichts war zu sehen, doch ich ging davon aus, das Geräusch gehört zu haben.

Im Wald vielleicht?

Ein Tier sah ich nicht, auch keinen Menschen, aber eine Unterholz-Formation, die es möglich machte, den Wald zu betreten.

Ein günstiger Zugang, um in den Wald zu gelangen. Ich wolle hineingehen und mich ein wenig umschauen. In der Regel ist ein Wald nicht gefährlich, und ich hoffte, dass mich meine Ahnung täuschte.

Eine tiefe Stille umgab mich. Ich hatte das Glück, einen kleinen Weg gefunden zu haben. Er wand sich zunächst an einigen schneebedeckten Nadelbäumen vorbei, um schließlich dort zu landen, wo Laubbäume mehr freie Flächen boten.

Da wollte ich hin.

Die Zweige wippten, wenn ich sie mit den Schultern berührte.

Schnee rieselte zu Boden, und ein paar Schritte weiter, direkt in einer kleinen Mulde, blieb ich stehen, weil ich etwas gerochen hatte.

Rauch war in meine Nase gedrungen. Irgendwo in der Nähe musste jemand ein Feuer entfacht haben.

Ich schnupperte. Der Rauch roch leicht würzig, als wäre Tannenholz verbrannt worden. Wohnte jemand im Wald? Versteckt in der Tiefe, von nur wenigen Menschen gesehen. Ein kleines Hexenhaus mit einer Hexe wie im Märchen Hänsel und Gretel?

Ich lächelte darüber, aber es war nicht echt und fröhlich. Da ich neugierig war, wollte ich herausfinden, ob mein Verdacht stimmte.

Ich ging weiter und musste mit der linken Hand Zweige zur Seite drücken. Nicht alle Büsche hatten ihre Blätter verloren. An manchen Zweigen wippten sie noch und streiften durch mein Gesicht. Der Rauchgeruch blieb.

Über mir bildeten die Zweige und Äste der mächtigen Bäume ein Dach. Da griffen sie manchmal ineinander, verfilzten sich, bildeten ein weiteres Dach, in dem ich nicht einen Vogel entdeckte.

Dafür andere Tiere.

Urplötzlich waren sie da. Sie schienen auf mich gelauert zu haben, denn endlich konnten sie sich aus den Verstecken lösen. Und mit Ratten hatte ich wirklich nicht gerechnet.

Sie umwirbelten mich. Ich war im ersten Schreck starr stehen geblieben. Kalte Augen schauten mich böse an. Die Ratten sahen aus, als wären sie hungrig und würden auch vor Menschenfleisch nicht haltmachen.

Etwas klatschte mir gegen den Rücken.

Kein Schneeball, sonder ebenfalls eine Ratte, die auf mich niedergefallen war, sich festklammern wollte, am glatten Leder der Jacke jedoch abrutschte, zu Boden fiel und von mir durch einen Tritt ins Gebüsch befördert wurde.

Einen Wald voller Ratten.

Verdammt, so etwas hatte ich auch noch nicht erlebt. Sie waren wie ein Spuk erschienen, hatten mich umkreist und verschwanden ebenso schnell, wie sie gekommen waren, ohne mich angegriffen zu haben.

Ich blieb allein zurück.

Erst jetzt merkte ich, dass ich schon ins Schwitzen geraten war.

Das Auftauchen der Ratten war nicht normal gewesen, und ich fragte mich, wie ich es auffassen sollte. Als eine Warnung, den Wald an dieser Stelle nicht mehr zu betreten?

Die letzten Geräusche der sich zurückziehenden Ratten verklangen. Ich blieb allein zurück in der Winterlandschaft.

Auf einmal war der Mann da.

Ich sah ihn rechts von mir. Er stand etwas erhöht. Er wirkte wie ein zu Eis gewordenes Gespenst, trug dunkle Kleidung und einen seltsamen Hut ohne Krempe. Sein Gesicht blieb im Schatten, dennoch sah ich das Glitzern in den Augen und wusste nicht, was ich davon und auch von dem Mann halten sollte.

Würde er mir erklären können, was es mit den Ratten auf sich hatte?

Ich maß die Entfernung mit den Blicken ab. Er hielt sich in Sprechweite vor mir auf und hatte die Hände in den Taschen seines dunklen Mantels vergraben.

Ich redete. »Hallo…« Erst einmal harmlos beginnen, nur kriegte ich keine Antwort. »Wohnen Sie auch in der Siedlung?«

Er schüttelte den Kopf.

Immerhin etwas, dachte ich. Ich hob die Schultern. »Na ja, ich wohne jedenfalls dort.«

»Was hast du hier zu suchen?«

Zum ersten Mal hörte ich seine Stimme, und sie hatte für mich einen sehr fremden Klang. Eine harte Aussprache, dieser Mann war sicherlich kein Deutscher. So sprachen Leute, die aus dem Osten kamen, hier war die Tschechei nahe.

»Ist es verboten, spazieren zu gehen?«

»Nein, aber nicht gut.«

»Wieso nicht?«

»Der Wald hasst es, wenn Menschen ihn betreten.«

»So, er hasst es also.« Ich schaute zu Boden und drückte mit der Fußspitze einen Abdruck in den Schnee. »Dann sind Sie bestimmt die rühmliche Ausnahme?«

»Ja.«

»Warum?« Ich lächelte harmlos, doch es nutzte nichts. Ich erhielt keine konkrete Antwort.

»Geh wieder! Geh zurück! So schnell wie möglich!«

Ich hielt meine Hände in den Taschen vergraben und nickte. »Und wenn ich nicht gehe?«, fragte ich. »Schicken Sie dann wieder die Ratten, Meister?«

Der Mann schüttelte den Kopf. »Nein, die schicke ich nicht.«

»Wen dann?«

»Gehen Sie!« Er schaute mich noch einmal scharf an, drehte sich um und tauchte zwischen zwei dicht beieinander stehenden Tannen unter.

Wie ein Schattenumriss hatte er sich hineingeschoben, ließ mich stehen wie einen Schuljungen, und ich fragte mich, ob ich mir die Begegnung eingebildet hatte.

Die Umgebung schwieg. Auch der Rauch war nicht mehr so stark zu riechen. Irgendwo rieselte Schnee vom Baum. Der Himmel hatte sich noch stärker verdunkelt. Es roch nach Neuschnee. Ich aber ärgerte mich, denn ich ließ mich nicht so gern an der Nase herumführen. Dieser Wald war ein öffentliches Gelände, niemand hatte das Recht, mich zu verscheuchen, solange ich mich anständig benahm.

Auch nicht dieser komische Kerl mit dem ungewöhnlichen Hut.

Meine Neugierde hatte sich verstärkt. Zumindest wollte ich wissen, wohin er verschwunden war. Ich war für ihn ein Feind, und mich interessierte der Grund.

Ich fand die Spuren noch, wo der Mann gestanden hatte. Sie hatten sich in den Schnee eingedrückt, und dicht hinter ihnen wuchsen die Tannenzweige zusammen.

Ich drückte sie auseinander. Ein schmaler Pfad war mehr zu ahnen, als zu sehen. Ein Hohlweg, umgeben von Bäumen, deren Zweige die Lücken zumeist schlossen. Auf dem Boden lag kaum Schnee.

Wie eine dunkle, braune Rinne führte der Pfad durch das Dickicht der Nadelhölzer. Fußspuren sah ich nicht.

Der Mann aber musste diesen Weg genommen haben, und ich ging ihn auch. Immer geduckt, um nicht von den Nadeln erwischt zu werden. Hinter mir sprangen die Zweige wieder zurück in die ursprüngliche Lage. Der Pfad führte in Kurven weiter. Hinter jeder von ihnen erwartete ich eine Lichtung und wurde jedesmal enttäuscht, bis sich das Gelände leicht senkte. Dort standen die Bäume nicht mehr so dicht. Ich kam besser voran. Der Pfad näherte sich einer breiten Mulde, die nicht von Nadel, sondern von Laubbäumen umstanden waren.

Ich roch auch den Rauch wieder. Diesmal sogar intensiver und konnte mir vorstellen, sehr bald auf ein Haus zu treffen. Das wollte ich mir noch anschauen. Das Gelände ließ ein schnelleres Gehen zu, was ich auch ausnutzte – und in die Falle lief.

Ich hatte mit dem linken Fuß etwas Hartes berührt, wollte ihn anheben, da schnappte das Eisen zu.

Ich schrie auf, wollte das Bein nachziehen – und schaffte es nicht mehr.

Ich hing fest, drehte mich um und stellte mit Entsetzen fest, dass mein linker Fuß in eine Eisenfalle hineingeraten war…

***

In den folgenden Sekunden tat ich nichts. Ich schaute allerdings auf einen in der Nähe stehenden dunklen Baumstamm und musste

erkennen, dass die Falle durch einen hart gespannten und widerstandsfähigen Draht mit ihm verbunden war.

Verflucht auch, das war mir noch nie passiert. Dabei konnte ich froh sein, dass das Gitter der Klappfalle nicht mit irgendwelchen Spitzen bedeckt war, denn sie hätten das Leder meines halbhohen Stiefels sicherlich durchschlagen. So aber klemmte ich nur fest, ohne eine sichtbare Verletzung davongetragen zu haben.

Die Falle zu lösen, war simpel. Man musste nur ein kleiner Herkules sein, um das halbrunde Eisen nach oben zu drücken. Die Feder, die es hielt, sah mir verdammt stark aus.

Ich blieb nicht stehen, sondern setzte mich auf den kalten Boden dicht neben die Falle.

Mein linker Fuß steckte fest, daran gab es nichts zu rütteln. Ich hatte beim Fallen das Bein auch etwas gedreht. Der Fuß zeigte einen Kick nach links. Der Rand der Falle lag auf meinem Knöchel. Mittlerweile spürte ich auch den Druck durch das starke Leder. Er würde bald wie eine Fessel wirken und mir das Blut stauen.

Ich war sauer auf mich und diesen Unbekannten, denn meiner Ansicht nach verdankte ich ihm diese Lage. So hatte ein Urlaub noch nie angefangen.

Da halfen keine Vorwürfe und kein Ärger. Ich hatte mir die Lage selbst zuzuschreiben und hätte die Warnung des Mannes beachten sollen. Doch das Aufstellen der Fallen war ebenfalls verboten, besonders dort, wo sich Menschen in der Nähe aufhielten. Wie leicht konnte sich ein Spaziergänger hier verirren.

Jedenfalls musste ich das Eisen nach oben drücken, um den Fuß hervorziehen zu können.

Ich startete den ersten Versuch – ließ mich enttäuscht zurücksinken. Das verdammte Ding hatte sich kaum bewegt. Es saß einfach zu fest, und ich zweifelte bereits, ob mir eine Befreiung aus eigener Kraft gelang.

Der zweite Versuch.

Diesmal ließ ich mir mehr Zeit. Ich hörte mich keuchen, das Blut war mir in den Kopf gestiegen. Ich drückte oder wollte den Bügel langsamer hochdrücken und freute mich bereits darüber, dass ich ihn um eine Idee nach oben bewegen konnte. Ganz hoch bekam ich ihn nicht, er schnellte wieder zurück und drückte auf meinen Knöchel.

»Scheiße!«, keuchte ich und versuchte ganz ruhig zu bleiben. Nur nicht durchdrehen, hier war Beherrschung gefordert.

Kräfte sammeln, und wenn es nicht klappte, dann würde ich versuchen, den Draht vom Baumstamm zu lösen und musste anschließend mit der Falle am Bein den Rückweg antreten.

Da hörte ich das Kichern!

Ich ließ meinen dritten Versuch fahren und konzentrierte mich auf

das Geräusch. Ich hatte das Geräusch gehört, daran gab es keinen Zweifel, nur wusste ich nicht, aus welcher Richtung es mich erreicht hatte.

Wieder wischte es durch die Stille.

Ein böses Geräusch, hämisch und siegessicher, aber nicht von einem Mann stammend.

Ich drehte den Kopf so gut wie möglich. Hinter mich konnte ich nicht schauen, da hätte ich mich schon herumwälzen müssen, es war auch nicht nötig, denn als das leise böse Lachen zum dritten Mal aufklang, da wusste ich, woher es kam.

Vor mir.

Genau dort, wo die Bäume wie kahle Gerippe standen und das Unterholz undurchdringlich schien. Hielt sich dort die Lacherin versteckt? Es war beinahe unmöglich, es zu sehen, denn am Unterholz drückte sich die Finsternis zusammen. Sie bot ein ideales Versteck für irgendwelche Typen.

Beide warteten wir.

Nichts tat sich.

Das Kichern wiederholte sich nicht.

Irgendwo knackte es.

Das Geräusch erschreckte mich, aber gefährlich war etwas anderes. Von irgendeinem Baum war ein Vogel gestartet. Ich hörte ihn erst, als er dicht hinter mir war. Das Klatschen der Schwingen veranlasste mich, den Kopf einzuziehen, ich machte mich im Sitzen so klein wie möglich, und der Vogel erwischte mich nur mit seinen Krallen. Er kratzte durch mein Haar, dann flog er vorbei auf sein neues Ziel zu, dieses dunkle Unterholz, wo er auch einen Landeplatz fand.

Ich hatte ihn verfolgen können. Es war eine Krähe oder ein Rabe.

Ein harmloses Tier, aber es hatte mich attackiert. Ich dachte an die Ratten, auch von ihnen war ich angegriffen worden, und plötzlich war ich mir der Gefahr bewusst, in der ich schwebte. Ich hockte hier auf dem Boden, und wenn diese Nager kamen, war ich kaum in der Lage, ihnen lange standhalten zu können.

Deshalb musste ich freikommen.

Aber da hörte ich wieder das Kichern, das mich einhalten ließ.

Abermals drang es aus dem Unterholz hervor. Ich sah dort eine Bewegung. Drei Vögel flatterten in die Höhe. Schwarze Boten des Todes, die mir ihren krächzenden Gesang entgegenschickten.

Etwas zuckte zwischen den Schatten auf. Ein Feuer. Für einen Moment tanzte es auf der Stelle, aber es war niemand da, der ein Zündholz gezündet hatte. Im tanzenden Wechsel zwischen Licht und Schatten glaubte ich ein runzeliges Gesicht zu sehen, und einen Moment später flog mir ein Flammenball entgegen.

Ich zog den Kopf ein. Es wäre nicht nötig gewesen, er hätte mich

nicht getroffen, landete auf dem nassen Schneeboden, wo der Ball mit einem Zischen verglühte.

Die drei Vögel hatten sich auf einen Baum zurückgezogen und beobachteten mich aus sicherer Distanz. Ich war gespannt, welche Überraschungen mich noch erwarteten, und ich wollte auch die Frau sehen, die mir das Kichern entgegengeschickt hatte.

Es tat sich nichts.

Stille umgab mich, und das Licht des Tages verlor allmählich an Kraft. Bis zur Dämmerung würde es nicht mehr weit sein, und ich hockte hier im Wald in der Falle.

Der Rauch wehte mir entgegen. Es stank widerlich. Diesmal nicht nur nach verbranntem Holz, mehr so, als hätte jemand Fell oder Haut den Flammen übergeben.

Ich schluckte, befreite mich auch von irgendwelchen ablenkenden Gedanken und unternahm einen erneuten Versuch, die Klemme so weit in die Höhe zu drücken, dass ich meinen Fuß hervorziehen konnte.

Der Bügel war nicht nur schwer, er saß auch verdammt fest, und ich brauchte wieder immens viel Kraft, um ihn anheben zu können.

Ich setzte mich voll ein, die Adern zeichneten sich unter der Haut ab. Ich keuchte, die Armmuskeln fingen an zu zittern, mein Gesicht war verzerrt. Ich hörte den Atem nur mehr als Keuchen, doch diesmal gab ich nicht nach, und ich hatte Erfolg.

Durch meine Bemühungen war der Bügel so weit in die Höhe gedrückt worden, dass Platz genug war, um den linken Fuß hervorziehen zu können. Es ging dabei um den Bruchteil einer Sekunde. Ich schaffte es einfach nicht mehr, den Bügel noch länger zu halten.

Er schnappte zurück.

Der Fuß war schneller.

Zwar ratschte der Bügel noch an meiner Sohle entlang, das aber hatte nichts zu bedeuten, ich war frei. Der Druck war nicht mehr vorhanden, und ich fiel kraftlos auf den Rücken, wälzte mich aber noch zur Seite und spürte den kalten Schnee wie eine Totenhand an meiner Wange.

Geschafft!

Tief durchatmen und Kräfte sammeln. Meine Brust bewegte sich auf und nieder. Sie kam mir vor wie ein Blasebalg.

Ich setzte mich hin.

Das rechte Bein konnte ich normal ausstrecken, das linke eigentlich auch, aber die Wunde schmerzte schon. Auf dem dicken Schuhleder hatte der Bügel seine Spur hinterlassen. Ein entsprechender Eindruck zeugte davon.

Ich war frei und konnte zurückgehen. Die Vögel griffen mich nicht

an, ich sah auch kein Feuer mehr und hörte das Kichern ebenfalls nicht. Der Wald lag eingebettet in eine tiefe Stille, die immer dann eintrat, wenn sich der Tag allmählich dem Ende zuneigte. Für manche Menschen war es die Stunde zwischen Tag und Traum. Für mich wäre sie beinahe zu einem Alptraum geworden, und den wollte ich so schnell wie möglich wieder abschütteln. Ich musste zurück, den anderen Bescheid sagen. Hier ging einiges nicht mit rechten Dingen zu, und nicht erst seit diesem Zeitpunkt hatte ich den Eindruck, wieder in etwas hineingeraten zu sein, das meinen Beruf unmittelbar tangierte.

Als ich aufstand und das linke Bein belastete, merkte ich den Druck auf meinem Fuß. Auch bei den ersten Schritten schmerzte der Knochen, aber das ließ sich aushalten. So leicht war ich nicht außer Gefecht zu setzen.

Ich ging dorthin, wo sich das Unterholz staute. Ein Sammelsurium aus Ästen, Zweigen und Dornen sah ich vor mir. Undurchdringliches Dickicht, das ich mit meiner kleinen Lampe anleuchtete. Jetzt entdeckte ich auch die Lücken darin oder dahinter, sah aber nichts.

Um an diese Stelle zu gelangen, musste ich das Unterholz umlaufen, was ich auch tat.

Ja, ich sah Fußspuren. Dort hatte jemand gestanden und mich beobachtet. Eine Person, die sich über meinen Zustand gefreut hatte und ihr Kichern nicht unterdrücken konnte.

Ich würde sie finden und dachte darüber nach, ob ich es schon jetzt versuchen sollte.

Es war ein schlechter Zeitpunkt, bereits eine halbe Stunde später würde es verdammt dunkel sein, so dass ich nicht mal die berühmte Hand vor Augen sah.

Der Wald lief mir nicht weg und seine rätselhaften Bewohner ebenfalls nicht. So machte ich mich auf den Rückweg. Nicht als Geschlagener, sondern als einer, der zurückkommen würde, ohne in eine Falle zu laufen…

***

Das lange Laufen hatte meinem Fuß nicht gut getan. Auf der letzten Strecke humpelte ich. Da die Conollys bereits von ihrem ersten Lauf zurückgekehrt waren, ging ich die letzten Meter normal, denn Bill, der draußen vor dem Haus die Skier aufstellte, sollte nicht sehen, was mit mir los war. Er sah mich kommen, winkte mir zu und kam mir einige Schritte entgegen. Er sah richtig gesund aus. Ein rotes Gesicht, in dem die Strapazen wie weggeblasen waren. Die dicke Jacke hatte er bereits ausgezogen, er trug noch den Pullover im Norwegermuster und trampelte auf der Stelle.

Ich blieb vor ihm stehen.

Bill lachte mich an. »John, das war ein Tag, kann ich dir sagen. Du hast etwas verpasst.«

»Möglich.«

»Du musst einfach das Langlaufen lernen«, beschwor er mich geradezu. »Hier gibt es ideale Loipen.«

Ich grinste. »Ist ja noch Zeit, oder?«

»Klar. Aber morgen früh gehen wir erst mal auf den Weihnachtsmarkt und suchen einen Baum aus. Brett Gibson ist auch dabei. Das wird ein Spaß, kann ich dir sagen.«

»Kommen die Frauen und die Kinder nicht mit?«

Bill hatte sich gebückt und zog seine Langlaufschuhe aus. Andere standen schon bereit. »Nein, die bleiben hier. Sheila und Cindy wollen einen Weihnachtspunsch zubereiten, auch einen Glühwein kochen und noch andere Dinge vorbereiten.« Er kam wieder hoch und hieb seine klammen Hände gegeneinander. »Ich werde einfach das Gefühl nicht los, dass wir ein tolles Fest verleben werden.«

»Mal sehen«, murmelte ich und schaute dabei zum Waldrand hin.

»Was hast du gesagt?«

»Nichts, Bill. Soll ich ehrlich zu dir sein?«

»Klar doch.« Er lachte und streckte die Hand aus, weil erste Schneeflocken fielen. Sie gerieten dabei auch in den Schein der bunten Baumlichter und leuchteten in verschiedenen Farben.

»Ich bin müde.«

»Ehrlich?« Bill lachte und schlug mir auf den Rücken. »Das finde ich super.«

»Wieso das?«

»Ganz einfach, John.« Er schob mich auf die Haustür zu. Ich sah Sheila hinter dem erleuchteten Fenster, sie winkte mir zu. Ich winkte zurück. »Es ist ein Zeichen dafür, dass du schon etwas von der Erholung spürst, die dich hier überkommt. Oft ist man doch am ersten Urlaubstag richtig aufgekratzt. Das passiert dir hier nicht, weil hier die Natur mit der Seele des Menschen in einen Gleichklang gerät. Ich habe das schon bei der Ankunft gespürt. Jetzt kann ich auch Brett Gibson verstehen, dass er so gern herkommt.«

Wir standen im Flur, wo ich meine Jacke an den Haken hängte und auch die Schuhe auszog. Zum Glück merkte Bill mein verzogenes Gesicht nicht, denn die getroffenen Stelle schmerzte stärker, als ich sie berührte. »Hast du etwas dagegen, wenn ich mich hinlege, Bill?«

»Nein, nicht. – Moment mal, jetzt schon?«

»Ja, ich bin müde.«

»Keinen Kaffee mit Rum oder Kognak?«

»Später vielleicht. Außerdem möchte ich eure Zweisamkeit nicht stören, Bill.«

»Das ist doch Quatsch.«

»Im Ernst, ich bin etwas erschöpft.«
»Wo hast du dich denn herumgetrieben?«
Ich lächelte. »Rate mal…«
»Hm – unten im Ort?«
»Nein, im Wald.«
»Ach!« Der Reporter staunte. »Das ist ja ein Ding! Da waren wir auch. Warum haben wir uns nicht gesehen?«
»Ich war an einer anderen Stelle, wo sich keine Langläufer herumgetrieben haben.«
»Herumgetrieben, wie sich das anhört. Was hast du gegen uns?«
»Nichts, ich wollte nur meine Ruhe haben und nicht auf Loipen Acht geben müssen.«
»Ja, das kann ich verstehen. Hast du denn Zeit gefunden, um mal in dich zu gehen?«
Ich dachte an meinen linken Fuß und log bei der Antwort. »Und ob, es war sehr still.«
»So etwas tut gut.« Bill schnippte mit zwei Fingern, strich dann sein Haar zurück und fragte: »Heute Abend bist du doch unten? Ich meine, du kommst doch zu uns?«
Sheila verließ die gemütliche Küche. Sie hatte die letzte Frage gehört.
»Tut mir Leid, es ist geändert worden.«
»Ach ja?«
Sie nickte. Noch immer war ihr Gesicht leicht gerötet. Sie machte einen frischen Eindruck. »Ja, es lag an den Gibsons. Ihre Kinder wollen nicht allein bleiben.«
Bill verdrehte die Augen. »So klein sind sie auch nicht mehr.«
»Stimmt, aber Davy hatte in der vergangenen Nacht ein Gesicht am Fenster gesehen. Er hat einen so tiefen Schreck bekommen, dass er vorerst in der Nähe seiner Eltern bleiben will.« Sie hob die Schultern. »Da kann man nichts machen.«
»Ein Gesicht?«, fragte ich.
»So habe ich es gehört.«
»Doch nicht von einem Freund oder Bekannten – oder?«
»Nein, nein, John, das wäre für den Jungen kein Grund gewesen, Angst zu haben. Es war ein Fremder.«
»Ein Feriengast, der sich verlaufen hat?«
»Am Fenster des ersten Stockes?«, fragte Sheila.
Ich schwieg, auch Bill gab keinen Kommentar. Irgendwie kam uns diese Ruhe peinlich vor. Jeder schien ein bedrückendes Gefühl zu haben, doch niemand wollte es aussprechen, weil man ja Urlaub hatte und sich nicht die Stimmung verderben wollte.
»Ich schaue dann mal nach dem Kaffee«, sagte Sheila und verschwand wieder in der Küche.

Bill blieb noch und hörte, wie ich wieder nach dem Gesicht fragte.

»Hat er es denn beschreiben können?«

»Ja, in etwa.«

»Wie sah es denn aus?«

»Verdammt noch mal, John, warum interessiert dich das so plötzlich? Bist du wieder voll im Jobstress? Denkst du daran, dass uns eine andere Macht den Urlaub verderben könnte?«

Ich schaffte ein Lächeln. »So ist das nicht, Bill.«

»Sondern?«

»Nicht sauer werden«, erklärte ich ihm in ruhigem Tonfall. »Es ist einfach das gesunde Misstrauen eines Polizeibeamten.«

»Das man auch übertreiben kann.«

»Gebe ich gern zu.« Ich machte mich auf den kurzen Weg zur Treppe und hoffte, nicht humpeln zu müssen. Vor der ersten Stufe blieb ich stehen, weil ich wusste, dass mir mein Freund nachschaute.

Ich drehte mich um und hatte mich nicht getäuscht.

»Ist noch was?«

»John«, sagte er leise. »Ich kenne dich nicht erst seit gestern.« Er kam auf mich zu. »Sondern schon etwas länger. Da ist doch was im Busch, wenn du so fragst.«

Ich lehnte mich gegen den runden Geländerknauf am Ende der leicht gebogenen Stange. »Ich weiß nicht, wie du darauf kommst.«

»Eben weil ich dich schon länger kenne. Rück raus mit der Sprache! Was geht dir gegen den Strich?«

»Nun ja, eigentlich nicht sehr viel. Ich hätte noch eine Frage an dich, Bill. Kann es sein, dass es hier in der Umgebung eigentlich Ratten gibt?«

Bill sagte nichts. Er schaute zu Boden. Seine Reaktion bewies mir, dass ich ins Ziel getroffen hatte.

»Mach jetzt keinen Mist, Bill, es ist verdammt wichtig für mich. Gibt es hier Ratten?«

»Jetzt fängst du auch noch damit an!«

»Wieso? Wer noch?«

»Brett Gibson.«

»Wann und wo?«

»In der vergangenen Nacht. Als sein Sohn das Gesicht sah, hat er geschrieen. Seine Eltern liefen zu ihm hoch, dann ist Brett hinausgegangen, um nach Spuren zu suchen. Dabei hat er eine Ratte gesehen und sie mit einem Spaten getötet. Das ist alles.« Der Reporter sprach jetzt schneller. »Wir sollten die Tatsache nicht überbewerten, John. Ratten sind nun mal da. Sie leben überall auf der Welt, warum nicht hier?«

»Nun ja, bei dieser Kälte…«

»Ein Zufall.«

»Meinst du?«

»Du nicht?«

Ich schüttelte den Kopf. »Tu mir noch einen Gefallen. Hat Davy das Gesicht beschrieben, das er sah?«

»Ja.«

»Bitte.«

»Herrgott, bist du ein Quälgeist. Lässt du denn gar nicht locker, verdammt noch mal?«

»Nicht hier, Bill.«

Ich bekam die Beschreibung aus dritter Hand. Sicherlich waren Details weggelassen worden, das alles spielte in diesem Fall keine Rolle. Denn ich wusste sehr schnell, dass der Junge und ich denselben Mann gesehen hatten.

»Bist du nun zufrieden?«, fragte Bill.

»In der Tat.«

»Kennst du den Kerl?«

Diesmal log ich den Reporter an, und das nahm er mir auch ab.

»Sorry, den habe ich nicht gesehen.«

»Wenigstens etwas«, sagte er.

»Bis später dann, Bill!« Ich drehte mich um, weil Sheila auch gerufen hatte. Erst als Bill in der Küche verschwunden war, stieg ich die Treppe hoch. Er sollte nicht sehen, dass ich mein linkes Bein etwas nachzog und es nur wenig belasten konnte. Ich war deshalb froh, wieder in mein Zimmer zu kommen. Dass Johnny im Haus war, war sicher, denn aus dem Nebenraum hörte ich den Weihnachtsrock von der Kassette. Ich schloss die Tür, humpelte zum Bett und setzte mich hin. Es tat gut, sich ausruhen zu können, nur wollte ich damit nicht zu viel Zeit vertrödeln, denn bisher hatte ich mir meinen linken Fuß noch nicht richtig anschauen können.

Den rechten Stiefel konnte ich normal ausziehen. Beim linken ging ich behutsamer vor, zog auch den Socken aus und besah mir die Stelle, die sich deutlich auf der Haut abzeichnete, denn da hatte sich ein dunkler Streifen gebildet. Er war identisch mit dem harten Eisenbügel. Die Stelle war eingedrückt und an den Rändern geschwollen. Wenn ich mit den Fingern etwas Druck ausübte, spürte ich schon den Schmerz. Verstaucht oder gebrochen war dagegen nichts.

Nach einer Weile stand ich wieder auf und näherte mich dem Fenster. Vor der Scheibe blieb ich stehen. Mein Blick fiel über die dunkler gewordene Schneefläche. Ich hatte mir an sich den Wald wieder aus der Entfernung anschauen wollen, was leider nicht mehr möglich war, denn ein Vorhang aus unzähligen kleinen Schneeflocken verwehrte mir den Blick.

Es kam mir vor, als wäre die restliche Welt begraben worden. Zudem

jagten einige Windstöße über die Höhen. Sie erfassten auch die Flocken und trieben sie schräg gegen das Fenster oder ließen sie daran vorbeihuschen.

Weiße Weihnacht!

Viele Menschen träumten davon, wir würden sie bekommen, das stand fest. Ich hoffte stark, dass es bei der weißen Weihnacht bleiben würde und sie sich nicht in eine blutige veränderte, denn irgendetwas kam da auf uns zu, da war ich mir sicher.

Ich dachte an die Ratten, an die Vögel und an das hässliche hexenhafte Kichern.

Das alles war nicht normal.

Da braute sich etwas zusammen, und ich ging davon aus, dass es schon verflixt nahe war…

***

Olinka hatte ihren Spaß gehabt. Sie hatte es genossen, den Fremden in der Falle stecken zu sehen. Warum war er auch weitergegangen und hatte nicht auf Olegs Warnungen gehört?

Nun ja, es war geschehen, und sie hatte es sich nicht nehmen lassen, ihn zu übernehmen.

Tiermagie…

Er war damit konfrontiert worden. Es hatte sie Überwindung gekostet, nicht voll anzugreifen, denn der Mann hätte ihnen gerade gepasst. Sie leckte sich die Lippen, als sie an ihn dachte, doch dann war ihr etwas aufgefallen, das sie gewissermaßen zu einem Rückzug verleitet hatte.

Von dem Mann war eine Gefahr ausgegangen!

Keine sofort sichtbare, wenn sie an eine Waffe dachte, nein, es war schon eine andere gewesen, über die Olinka nachgedacht, aber keine Erklärung gefunden hatte.

Mehr eine Strömung, die in einem krassen Gegensatz zu ihren Kräften stand. Es gefiel ihr nicht. Sie wollte es sich zwar nicht eingestehen, dass ihr der Fremde eventuell überlegen war, aber er war ein Feind. Ein anderer als die normalen Menschen. Der hatte etwas an sich, mit dem sie nicht zurechtkam. Da war ein Rückzug besser gewesen. Es wäre nicht gut gewesen, diesem Fremden all ihre Kräfte zu zeigen.

Eines stand für Olinka fest.

Es war bestimmt nicht die letzte Begegnung gewesen, die sie miteinander gehabt hatten. Sie würden noch einmal zusammentreffen, wahrscheinlich sogar hier im Wald, denn dieser Fremde war jemand, der nicht aufgab, sondern weitermachte.

Es war inzwischen dunkel geworden, auch wenn sich außerhalb des Waldes erst die Dämmerung ausbreitete. Hier aber, zwischen den

Bäumen und den dichten Büschen, lauerte die Finsternis, die nur derjenige besiegen konnte, der sich auskannte.

Olinka kannte sich aus. Die alte, hässliche Vettel fand mit traumwandlerischer Sicherheit ihren Weg. Sie brauchte auch nur dem Geruch des kalten Feuers nachgehen, der ihr entgegenströmte und sie darauf hinwies, wie nahe sie dem Ziel schon war.

In der Dunkelheit schmiegte sich das Haus in den tiefen Schatten des Waldes. Es war kaum zu finden, besser allerdings, wenn im Haus Licht brannte, wie jetzt der Fall war. Ein unruhiges Flackern erfüllte die beiden Vierecke der Fenster. Sie waren für den einsamen Wanderer wie ein Leuchtturm für den Seefahrer.

Die letzten Schritte legte Olinka gebückt zurück. Dann stand sie vor der Tür, hörte die Schritte ihres Partners Oleg und hämmerte mit der knochigen Faust gegen das Holz.

Es hatte mittlerweile angefangen zu schneien, und der Schnee fiel in kleinen, harten Körnern aus den tiefhängenden Wolken.

Oleg öffnete. Er hatte ein Grinsen aufgesetzt. Sein graues Haar bildete flache Strähnen rechts und links des dicken Schädels, und er wollte sofort wissen, was mit dem Fremden geschehen war.

»Lass mich erst rein.«

»Ja, schon gut.«

Olinka schob sich schnüffelnd in den Raum. »Hast du etwas gebraten?«, fragte sie.

»Ja, zwei Eichhörnchen.« Er deutete auf den gemauerten Kamin.

Über dem Feuer steckte der Spieß von einer Wandseite zur anderen.

Die beiden enthäuteten Körper brutzelten vor sich hin.

»Gut«, sagte die knochige Hexe und ließ sich auf einen Schemel fallen. Nicht weit entfernt standen die beiden Kerzen. Sie warfen ihr Muster auf die Kleidung der alten Vettel und strichen auch über das Kopftuch hinweg, das Olinka nun nach hinten zog, damit ihr Kopf völlig frei liegen konnte.

Auf dem Schädel wuchs das spinnwebenhafte dünne Haargestrüpp. Eine hohe Stirn, die dünne Haut, die flakernden Augen, der harte Mund und das hölzern wirkende Gesicht mit der vorspringenden Nase gaben ihr mehr das Aussehen einer bösen Holzfigur aus dem Spielzeugland. Aber Olinka lebte, und sie steckte voller Hass und Boshaftigkeit. »Dieser Fremde ist ein gefährlicher Hundesohn«, sagte sie mit böser Zischelstimme und trommelte dabei mit den Fingern auf die hölzerne Tischplatte.

Oleg stand neben dem Tisch und dachte über die Bemerkung nach. Er wollte ihr auf keinen Fall widersprechen, aber ihren Eindruck hatte er von dem Mann nicht gehabt. Allerdings kannte er auch ihre Fähigkeiten und hütete sich deshalb, sie zu korrigieren. Er wollte nur den Grund wissen.

»Das habe ich gespürt.«
»Was denn?«
Sie drehte den Kopf und schaute in den Hintergrund des Raumes, wo ein alter Backofen mit großer Klappe stand. »Er wird uns suchen«, flüsterte sie. »Er wird uns auch finden, das traue ich ihm zu, und darauf müssen wir uns vorbereiten, Oleg.«
»Ja, ich gebe dir recht. Aber was willst du machen? Hast du einen Plan?«
»Den habe ich.«
»Sag ihn.«
Sie streckte ihren rechten Arm aus. Der Zeigefinger wies genau auf den in der Ecke stehenden großen Backofen. Dann fing sie an zu grinsen und sang leise das Lied von Hänsel und Gretel, die in den Wald gingen.
»Aber er ist kein Kind, Olinka.«
»Ich weiß.«
»Deshalb…«
»Wir holen uns die beiden Kinder, verstehst du? Ja, wir werden sie uns holen.«
»Und dann?«
Wieder leckte sie ihre Lippen. »Er wird es merken, dieser Fremde. Er wird sich einiges zusammenreimen. Er hat ja erlebt, wie stark wir sind, und dann wird er den Helden spielen wollen.«
»Herkommen, nicht?«
Sie nickte.
Oleg rieb seine Hände. Dabei entstanden trockene Geräusche, als würde Papier zusammengefaltet. »Hast du Hunger?«, fragte er.
»Ja…«
Der Mann mit dem bösen Clowngesicht löste sich von seinem Platz und ging auf das Feuer im Kamin zu.
Die beiden Tiere würden ihnen schmecken…

***

Meine Schmerzen im linken Fuß hatten sich zwar nicht gelegt, doch ich konnte mit ihnen leben. Ich hatte die geschwollenen Stellen gekühlt, mich aufs Bett gelegt und war irgendwann sogar eingeschlafen. Bill hatte mich schließlich wecken müssen und natürlich seinen Spaß gehabt, als er grinsend in der Tür stand.
»Es sei dir gegönnt, Alter«, sagte er, »aber jetzt wollen wir rüber. Komm, hau dich aus dem Bett!«
Ich richtete mich auf. Ein wenig schämte ich mich schon, die Zeit verschlafen zu haben, doch jeder Mensch braucht mal Ruhe, da machte auch ich keine Ausnahme.
Da Bill die Tür, nicht geschlossen hatte, hörte ich noch eine

Diskussion mit Johnny. Er wollte nicht mit, sondern lieber Musik hören, und Bill gab schließlich nach.

Ich war wieder in meine Stiefel geschlüpft, probierte im Zimmer das Gehen und war recht zufrieden. Noch vor Bill hatte ich die Treppe hinter mir gelassen.

Sheila stand unten und band einen bunten Wollschal um. Ich half ihr in die graue Stoffjacke. Dabei konnte sie mich im Spiegel beobachten und sah auch mein Gähnen.

»Noch immer müde?«

»Ein wenig.«

»Dabei hast du doch geschlafen.«

»Woher weißt du das denn?«

Die Antwort gab Bill von der Treppe her. »Wir haben es gehört, als wir mal oben waren.«

»Was der Mensch braucht, das muss er haben.«

»Stimmt.«

Den feinen Schnee aber brauchte ich nicht, der mir ins Gesicht sprühte, als wir das Haus verlassen hatten. Ich zog sofort den Kopf ein, um dem Flockenwirbel so wenig Widerstand wie möglich zu bieten. Die Umgebung war nicht mehr zu erkennen. Der Wind schüttelte die Tannenbäume und bewegte auch die Lichterketten zwischen ihren Zweigen. Bei diesem Wetter hielt sich niemand mehr im Freien auf, da war er froh, in seinem Haus oder der Wohnung sitzen zu können.

Zum Glück waren es nur wenige Meter bis zum Haus der Gibsons.

Dort wurden wir bereits erwartet, denn kaum angekommen, öffnete uns der Hausherr die Tür.

»Schnell, rein mit euch!« Er machte Platz. »Ihr habt ja ein Wetter mitgebracht…«

»Richtig winterlich«, sagte Sheila.

»Und ob.«

Wir legten die Jacken ab und wechselten auch die Schuhe. Im Haus roch es wunderbar. Nach Glühwein, Lebkuchen und Printen.

Auch der Geruch angebrannter Tannennadeln mischte sich darin, und die beiden Kinder flitzten an uns vorbei die Treppe hoch. Sie hatten versprochen, für eine Weile in ihren Zimmern zu bleiben, wo sie dann Weihnachtsgeschichten von der Kassette hörten.

»Kommt in die Küche, Freunde, da ist es am gemütlichsten.« Der Hausherr ließ uns vorgehen. Er hatte nicht gelogen, denn hier war es tatsächlich heimelig und wunderbar warm.

Mich hatte in den letzten Sekunden eine gewisse Spannung erfasst. Sie fiel nun ab, als ich den Raum betrat, denn Cindy Gibson hatte sich große Mühe gegeben.

Der Tisch war ausgezogen und vorweihnachtlich gedeckt worden.

In der Mitte stand der Topf mit dem Glühwein. Aus seiner Öffnung

stieg ein wunderbarer Duft, und ich roch sogar das Aroma der Nelken. Damit der Glühwein heiß blieb, stand der Topf auf einem Gaskocher. Für jede Person war ein Teller mit weihnachtlichem Gebäck zusammengestellt worden. Printen, Dominosteine, Nussecken, Pfefferkuchen und Christstollen sollten den Appetit stillen. Typisch deutsche Zutaten, die mir allerdings gut schmeckten. Der Teller mit Nüssen stand auch bereit, und der große Nussknacker war einem Weihnachtsmann nachgebildet worden, dessen Unterkiefer eckig hervorragte. Sogar ein Aschenbecher mit Weihnachtsmotiven stand bereit, und die vier brennenden Kerzen in einem runden Kranz erinnerten daran, dass der vierte Advent schon vorüber war.

Wir nahmen unsere Plätze ein. Ich saß auf dem Stuhl am Kopfende des Tisches. Cindy links von mir, rechts auf der Bank Sheila und Brett, mir gegenüber Bill.

Natürlich lobten wir die vorweihnachtliche Dekoration und machten Cindy verlegen. Sie war froh, uns Glühwein in die bereitstehenden Gläser schenken zu können.

Ich spürte meinen linken Fuß besonders stark, wenn ich ihn verkehrt kantete. Die Schwellung war glücklicherweise etwas zurückgegangen, auf einen langen Lauf konnte ich mich jedoch noch nicht einlassen. Hinter den Fenstern wirbelte der Schnee in einem dichten Flockenteppich vorbei, der einfach nicht abreißen wollte.

Als die Gläser gefüllt waren, hob Brett das seine an und hieß uns in seinem und im Namen seiner Frau willkommen. Besonders mich, dazu sagte er: »Man hat viel von Ihnen gehört, John, aber ich freue mich, dass wir uns zum ersten Mal persönlich kennen lernen.«

»Das Kompliment gebe ich gern zurück.«

Dann tranken wir die ersten Schlucke. Der Glühwein war ein Genuss. Sehr kräftig, nicht nur vom Geschmack her, auch was den Alkoholgehalt anging. Wir alle lobten ihn, und Cindy musste lachen.

»Mein Mann hat einem Einheimischen den Auftrag gegeben, den besten Glühwein zu besorgen. Ich denke, das hat er getan. Ich konnte ihn direkt aus der Flasche in den Topf gießen. Das war keine Kunst.«

»Trotzdem haben Sie es hier wunderschön gemacht, Cindy«, sagte ich.

Sie schaute zur Seite. Ein Lächeln umspielte ihre vollen Lippen.

Diesmal hatte sie ihre Haare eingegelt und glatt nach hinten gekämmt. Eine gründe Spange passte farblich zu ihrer Bluse.

Es entstanden keine Verlegenheitspausen. Wir hatten Gesprächsstoff genug, und natürlich drehte sich alles um den Urlaub. Die Gibsons wollten von mir wissen, wie lange ich zu bleiben beabsichtigte.

Ich drückte mich zwar nicht um die Antwort herum, aber es stand ja nicht fest, ob ich auch den ersten Tag des neuen Jahres im Bayerischen Wald erlebte.

Sheila schlug mir auf den Arm. »Bleib mal hier, John, was willst du im trüben London?«

»Da habe ich auch noch Freunde. Sarah Goldwyn und Jane haben schief aus der Wäsche geschaut, als sie erfuhren, dass ich mich zurückgezogen habe. Sie wollten mit mir Silvester feiern und haben auch Glenda eingeladen, wenn ich mich nicht irre.«

»Ich dachte, die wollte mit Bekannten in einem Hotel das Neue Jahr einläuten«, sagte Bill.

»Kann auch sein.«

Brett nickte mir über den Tisch hinweg zu. »Sie sind also ein Polizist von Scotland Yard, John.«

»Ich kann es nicht leugnen.«

Er nickte seinem Glas entgegen und meinte: »Das ist auch ein ziemlich anstrengender Job.«

Ich schmunzelte. »Heute aber nicht.«

»Das will ich auch hoffen, obwohl…«

»Bitte, Darling, lass es doch. Sprich nicht von der Arbeit anderer, wenn sie mit dir zusammen Urlaub machen.«

»Moment, lass mich ausreden. Das hatte ich auch nicht vor. Mir ist nur eben eingefallen, was in der vergangenen Nacht geschehen ist. Du hast es ja selbst erlebt.«

»Da war John noch nicht hier.«

»Ich hörte davon«, sagte ich.

»Ich habe ihm davon erzählt«, sagte Bill.

»Auch von den Ratten?«

Bill nickte Brett Gibson zu.

»Was ist das denn für ein Thema an einem weihnachtlich gedeckten Tisch?«, beschwerte sich Sheila. »Oder bist du anderer Meinung, Cindy?«

»Nein, bin ich nicht.«

Brett verdrehte die Augen. »Das Thema soll sich auch nicht über den ganzen Abend hinziehen. Ich möchte nur auf etwas Bestimmtes hinaus. Das möge man mir gestatten.«

Ich lachte. »Okay, was meinen Sie, Brett?«

»Können Sie sich vorstellen, dass hier Ratten herumlaufen, John?«

Ich runzelte die Stirn. »Nur schwerlich, doch Sie haben in der Nacht eine gesehen, wie ich hörte.«

»Nicht nur das. Ich habe sie mit einem Spatenblatt in zwei Hälften geteilt.«

»Bitte, Brett!«, rief Cindy. »Was ist das denn wieder für ein Thema. Du fängst damit an, es zu intensivieren.«

»Pardon, es ist die Wahrheit, Cindy. Es ist ebenso wahr wie das Gesicht, das Davy vor der Fensterscheibe gesehen hat. Ich habe die Spuren der Leiter gesehen. Das kannst du nicht bestreiten. Jemand ist

an der Hauswand hochgeklettert.«

»Ich will es auch nicht bestreiten, aber sollen wir uns jetzt anziehen und diesen Mann suchen?«

»Ich kenne ihn!«

Acht erstaunte Augenpaare richteten sich auf mich, aber kein Mund bewegte sich vorerst, um zu sprechen. Bis sich Brett Gibson schließlich räusperte. »Ist das wahr, John?«

»Ja – leider.«

»Wo haben Sie ihn denn gesehen?«

»Heute noch, auf meinem Spaziergang.«

Bill schlug mit der flachen Hand auf den Tisch. »Verflixt, warum hast du mir davon nichts erzählt?«

»Ich wollte nicht noch mehr Öl ins Feuer gießen. Ich traf ihn praktisch am Waldrand. Dazu muss ich dann noch etwas sagen. Auch ich habe die Ratten gesehen. Nicht nur eine, sondern viele.« Ich schaute Cindy und Sheila abwechselnd an. »Wir können davor nicht die Augen verschließen. Sie scheinen sehr gierig und hungrig zu sein. Wenn das zutrifft, sind sie zu allem fähig.«

»Furchtbar«, flüsterte Cindy. Jeder konnte sehen, dass sie eine Gänsehaut kriegte. Sie schob auch schnell die Ärmel ihres Pullovers wieder zurück bis zu den Handgelenken.

»Und dieser Mann?«, fragte Bill.

Ich hatte mich entschlossen, nicht die ganze Wahrheit zu sagen, denn ich wollte die beiden Familien irgendwo aus dem Fall herauslassen und ihnen den Urlaub nicht verderben. Was mich anging, so dachte ich anders darüber. »Nun ja, er ging dann.«

»Ohne etwas zu sagen?«

»Er murmelte einige Worte, die ich nicht verstand. Er scheint auch kein Deutscher zu sein. Dann tauchte er in den Wald ein.«

»Ein Rattenfänger – oder?«, sagte Brett.

Ich hob die Schultern. »Sorry, das weiß ich nicht. Jedenfalls gibt es den Mann und auch die Ratten.«

Bill Conolly lächelte mich an. Mir kam es eher wie ein wissendes Grinsen vor. »Ich habe das Gefühl, John, dass du mir etwas verschweigst.« Er deutete über den Tisch. »Uns allen hier.«

»Wieso?«

Er deutete auf meine Stirn. »Das Gesicht ist zu harmlos. Ich habe dir genau zugehört und bin auch in der Lage, gewisse Dinge zu addieren. Bei dir kam ein Teil zum anderen. Du bist gut, du hast dich leicht versteckt, aber du bist auch ziemlich lange unterwegs gewesen, und da wirst du einiges erlebt haben. Wahrscheinlich liege ich richtig damit, dass du einiges für dich behalten willst.« Bill hatte in das gespannte Schweigen der anderen hineingesprochen, und durch seine Worte war auch die Stimmung so ziemlich verflogen. Zumindest bei

den Gibsons. Sie fühlten sich nicht mehr wohl, schauten sich an, wobei Cindy sprechen wollte, es jedoch bleiben ließ, weil ich die Schultern hob und durch diese Geste meinen Freund nicht eben unterstützte.

Auch Sheila bedrängte mich. »John, ich gebe Bill recht. Du bist lange fort gewesen. Zudem im Wald.«

»Das gebe ich auch zu. Ich bitte dich, ihr habt euch dort auch umgesehen, deshalb werde ich mich hüten, euch zu verdächtigen.«

»Das ist etwas anderes.«

»Warum denn?«

»Wir waren nicht an den Orten, wo die Bäume sehr dicht zusammenstehen und der Wald zwangsläufig so etwas wie eine undurchdringliche Mauer bildet. Wir konnten nur an den lichten Stellen laufen. Davon musst du ausgehen.«

»Wald ist Wald.«

»Und Ratten sind uns auch nicht über den Weg gelaufen«, stand Bill seiner Frau bei.

»Hätte ich denn lügen sollen, als die Sprache auf dieses Thema kam?«

»Bitte«, sagte Cindy Gibson, »ich bitte euch alle, seid doch vernünftig. Mir gefallen diese Gespräche nicht. Wir haben uns doch hier zusammengefunden, um nett miteinander zu reden und nicht, um über schreckliche Probleme zu sprechen. Das geht mir alles gegen den Strich. Außerdem möchte ich mir nicht die Stimmung verderben lassen.«

»Stimmt«, pflichtete Sheila ihr bei. »Du liegst damit völlig richtig, Cindy.«

Wir Männer schwiegen. Jeder hing seinen eigenen Gedanken nach, da machte auch Brett Gibson keine Ausnahme. Er saß da und sah aus wie ein sehr nachdenklicher und grübelnder Mensch, und sicherlich dachte er auch an seine Kinder. Obwohl seine Frau einen Schlussstrich hatte ziehen wollen, nahm er das Thema noch einmal auf. »Wir sind ja nicht zum ersten Mal hier«, murmelte er, »doch die Rattenplage habe ich hier noch nie erlebt. Es gab höchstens Eichhörnchen. Wir haben auch Füchse gesehen, von Rehen ganz zu schweigen, aber über freie Schneeflächen laufende Ratten sind mir neu. Ich will mich den Problemen stellen, weil ich es muss, und ich denke auch, dass die Ratten in einem Zusammenhang mit diesem Mann stehen, den John, Davy und ich gesehen haben.«

»Kann der wirklich im Wald wohnen?«, fragte Sheila. »Bei dieser Kälte?«

»Dagegen hilft die Wärme eines Feuers.«

»Was hat er davon?«

»Keine Ahnung«, antwortete Brett.

Cindy zeigte sich besorgt, als wäre sie von gewissen Vorahnungen

gequält. »Du machst auf mich den Eindruck eines Menschen, der dies wohl herausfinden möchte.«

»Tatsächlich?«

»Ich kenne dich.«

»Das sollten wir aber lassen!«, erklärte Sheila bestimmt. »Wir sollten uns sowieso die Stimmung nicht von ein paar Nagern verderben lassen. Wenn dieser Typ noch einmal erscheint, werden wir ihn uns vorknöpfen und ihn fragen.«

Bill lachte. »Glaubst du denn, dass er dir eine Auskunft geben wird, Sheila?«

»Etwas muss er ja sagen.«

Cindy Gibson stand auf und fing wieder damit an, die Gläser zu füllen. »Schluss jetzt. Ich will davon nichts mehr hören. Lasst uns den Rest des Abends genießen!«

Keiner war dagegen. Sheila klatschte ihr sogar zu. Ich lächelte, während Bill und Brett auf den Tisch schauten. Wir versuchten die Stimmung zurück zuholen. Es wollte uns nicht gelingen, alles wirkte verkrampft, und ich kriegte auch mit, dass Brett Gibson des Öfteren zum Fenster hinschaute, als würde er damit rechnen, dass dort jeden Augenblick das Gesicht erschien.

Es blieb verschwunden. Dafür hatte es aufgehört zu schneien. Der Himmel musste herrlich klar sein. Wir erlebten es, als wir uns von den Gibsons kurz vor Mitternacht verabschiedeten. Es war noch kälter geworden, und die Luft wirkte wie kaltes, dunkles Glas. Sie lag auf der weißen Fläche aus frischem Schnee, die mich an ein langes und auch breites Leichentuch erinnerte. Das lag an meinem Job.

Dahinter erhob sie der Wald. Ein dunkles Gebilde aus starren, eisigen Schatten, dicht, undurchdringlich und auch gefährlich, wie ich mittlerweile wusste.

Bill Conolly ging neben mir her. Wir schauten beide auf Sheilas Rücken, die vorgegangen war, denn sie hatte auch die Schlüssel mitgenommen.

»Was hast du wirklich erlebt, John?«, fragte er flüsternd.

Ich hob die Schulter. »Darüber kann ich noch nicht reden.«

»Harmlos war es nicht.«

»Wie kommst du darauf?«

Bill lächelte. »Weil du dein Bein nachziehst.«

»Stimmt, ich bin ausgerutscht. Du weißt selbst, wie glatt der Boden hier ist.«

»Kann sein.«

»Glaubst du es nicht?«

»Nein!« Bill schaute in Richtung Wald. »Wir scheinen das Unheil anzuziehen wie das Licht die Motten. Ich bin fest davon überzeugt, dass es im Wald dort lauert und dass du bereits mehr darüber weißt,

es aber nicht zugeben willst. Es ist falsch, John, wenn du davon ausgehst, dass du uns die Urlaubsfreude verdirbst. Du solltest zumindest mir klaren Wein einschenken.«

»Können wir uns dabei auf den morgigen Tag einigen?«

Der Reporter überlegte. »Wenn es dir etwas bringt – okay. Dann warte ich so lange.«

Sheila stand bereits an der Haustür. Sie hielt sie für uns auf.

»Kommt ihr?«

»Gleich.«

Sie schaute ziemlich betreten, als wir das Haus betraten und sprach uns beide an. »Das war nicht gut«, sagte sie. »Nein, das war überhaupt nicht gut.«

»Gute Nacht, Sheila.«

Sie sah mich an. »Ich kenne dich, John. Ich kenne dich ebenso gut sie Bill, und ich weiß, dass es da etwas gibt, das uns noch Probleme bereiten könnte.«

Ich gab ihr einen Kuss auf die Wange. »Morgen, meine Liebe, ist auch noch ein Tag.«

»Ich weiß.«

»Dann reden wir weiter.« Ich winkte auch meinem Freund Bill zu und stieg die Treppe hoch.

Die Stimmung war tatsächlich dahin gewesen, da hatte Sheila Recht gehabt. Aber was hätte ich tun sollen? Jeder wusste, dass etwas nicht stimmte.

Wie hieß es noch? Fröhliche Weihnachten!

Ich für meinen Teil wollte dafür sorgen, dass dies auch eintraf.

Möglicherweise musste ich dafür durch die Hölle gehen…

***

Oleg und Olinka hatten ihr Mahl beendet. Beide leckten sich über ihre Lippen wie die Tiere. Sie hockten sich an dem rohen Holztisch gegenüber und schauten sich über die Kerzenflamme hinweg an. In den Augen der Alten tanzten Funken. Sie konzentrierte sich auf die Pupillen und machten diese zu runden Flecken. Es sah so aus, als wäre tief aus ihrem Innern das Böse hervorgeholt worden. Ihr Gesicht mit der trockenen Haut wirkte wie das einer Holzfigur. Es gab keine Regung darin, und nicht einmal die Lippen zuckten.

»Hat es dir geschmeckt, mein Lieber?«

Oleg ließ sich nicht stören. Er zerrte eine kleine Sehne aus seinem Mund und warf sie zurück auf den Blechteller. »Es war nicht so gut.«

»Ich weiß.«

»Das willst du ändern, wie?«

Olinka beugte sich vor, und ihre Gestalt sackte dabei zusammen.

Mit dem Kinn und dem vorderen Teil des Oberkörpers lag sie beinahe

auf der Tischplatte. »Ja, das will ich ändern. Wir hatten es uns doch vorgenommen, weißt du noch?«

»Wie könnte ich das vergessen.«

»Es war damals in der Nähe von Brunn, als wir uns fanden und uns zusammentaten. Wir wussten ja, wie gleich wir waren. Ich komme aus dem Wald, du ebenfalls. Wir haben den Böhmerwald durchstreift, wir kennen seine Tiefen und Geheimnisse. Wir haben erlebt, dass der Wald Schutz bietet, den die Menschen jetzt in ihrer grenzenlosen Dummheit und Arroganz zerstören wollen, aber das ist nicht unser Thema. Hier geht es um uns und darum, wie gleich wir uns sind.«

Oleg nahm den Teller hoch und leckte ihn ab. Er musste aufstoßen. »Worauf willst du hinaus?«, fragte er, als er den Teller wieder abstellte.

»Das weißt du genau. Wir sollten auch nicht mehr länger warten, mein Lieber.«

Oleg überlegte. Dabei verkleinerten sich seine Augen. »Willst du sie jetzt schon holen?«

»Warum nicht? Wir können schauen. Die Leiter hast du doch gut versteckt, nicht wahr.«

»Ich finde sie sofort wieder.«

Olinka blies die Kerze aus. Dunkelheit schwappte über den beiden zusammen. »Dann lass uns jetzt gehen«, drängte ihr Flüstern über den Tisch. »Jetzt sofort.«

»Die Kinder?«

»Wer sonst?« Olinka stand auf. Stuhlbeine schabten über den Boden. Das kratzende Geräusch hörte sich an, als würde ein Dämon im Boden sitzen und lachen. Olinka bewegte sich im Dunkeln ebenso wie im Hellen. Im Haus roch es nach Fleisch. Letzte Feuerreste glühten im Kamin nach.

Oleg verfolgte Olinkas Schatten. Er dachte über sie und ihre wilde Gier nach. Sie war unberechenbar, sie war eine Hexe, und es wunderte ihn nicht, dass die Menschen damals, als sie in dem anderen Land lebten, Angst vor ihr gehabt hatten. Da hatte man sie auch schon gejagt, da waren sie der Kinderschreck gewesen, doch selbst ein totalitäres System wie früher hatte vor der Natur kapitulieren müssen. Es war keinem Häscher gelungen, sie in dem dichten Wald aufzuspüren.

Man hatte von ihren schrecklichen Taten gewusst. Nur war damals nichts an die Öffentlichkeit gedrungen. Als die Grenze schließlich durchlässiger geworden war, hatte das Paar sein Heimatland verlassen.

Geändert hatten sich beide nicht.

Sie würden auch weiterhin den Schrecken verbreiten, besonders Olinka, und Oleg musste zugeben, dass er manchmal sogar Angst vor

dieser Person bekam.

Wenn sich die Dinge einmal zuspitzten, würde auch sie ihn nicht verschonen…

***

Amy und Davy Gibson hatten zwar geschlafen, als ihre Eltern das Schlafzimmer betraten, doch die flüsternden Stimmen der beiden hatten sie aufgeweckt. Es war ihnen nicht gelungen, herauszufinden, was beide miteinander sprachen, sie spürten nur eine gewisse Unruhe, die beide erfasst hielt. Sie schwächte sich auch nicht ab, als Mutter und Vater im Bett lagen, sehr dicht beisammen, denn in der anderen Hälfte schliefen die Kinder.

Im Gegensatz zu Davy war Amy eingeschlafen, der Junge aber lag wach, er lauschte in die Finsternis und hätte eigentlich beruhigt sein müssen, weil er die Nähe seiner Eltern spürte. Er war es nicht, und dies wiederum machte ihm zu schaffen. Mit dem sicheren Instinkt eines Kindes erfasste er die Bedrückung, die sich in dem Ferienhaus ausgebreitet hatte.

Er begriff auch nicht, weshalb die beiden manchmal über Ratten gesprochen hatten. Vor Ratten fürchtete sich Davy. Es waren Tiere, die ihm Angst einjagten. Pelzige Körper mit langen Schnauzen und scharfen Zähnen. Zwar kannte er sie bisher nur von Bildern oder Fotos her, das aber hatte ihm gereicht, vielleicht auch deshalb, weil auf manchen Zeichnungen die Ratten als übergroß dargestellt worden waren.

Seine Eltern waren müde. Irgendwann versickerten auch ihre Geräusche, und Davy hörte den ruhigen und tiefen Atemzügen der beiden zu. Neben ihm bewegte sich Amy. Sie sprach manchmal im Schlaf. Zusammengerollt wie ein Bündel lag sie auf der Seite, den Kopf ein- und die Beine angezogen. Das Gesicht seitlich in den Kissen vergraben, den Teddy im Arm und die helle Stoffkatze neben sich liegend.

Es sah alles so friedlich aus.

Trotzdem konnte Davy nicht schlafen. Zum Glück brannte das Licht im schmalen Flur. Seine Eltern hatten es nicht gelöscht. Der Schein fiel auch durch die halb geöffnete Tür in das Zimmer.

Wenn Davy den Kopf nach rechts drehte, konnte er auch das viereckige Fenster sehen. Dahinter war die Luft klar, auch nicht so dunkel, weil sich die Helligkeit der Außenleuchten und auch die der Lichtergirlanden auf den Bäumen vor den Häusern verteilte. Hinzu kam die dicke Neuschneeschicht. Sie lag dort in einem strahlenden Weiß, und die dicken Wolken am Himmel hatten sich verzogen, so dass Davy sogar das Licht der Sterne sehen konnte. Den Mond sah er nicht, doch das Funkeln weit oben reichte ihm.

Er beobachtete gern die Sterne. Da er ein Junge mit Phantasie war, hatte er sich oft vorgestellt, im Raumschiff eines Zauberers zu sitzen, das ihn mit einer irren Geschwindigkeit überall hinbrachte. Von Stern zu Stern, raus aus diesem Sonnensystem. Davy wusste nicht, was das genau war, fand das Wort aber toll. Hinein in diese riesige Weite, wo er anderen Lebewesen begegnete, mit ihnen spielte und viel Neues kennen lernte.

Das waren die Wachträume, die sich eigentlich auch jetzt hätten einstellen müssen, denn dieser Himmel war derselbe wie der zu Hause in London.

Die Träume stellten sich nicht ein.

Es klappte einfach nicht, auch dann nicht, als sich Davy darauf konzentrierte. Die Unruhe war zu groß. Sie hielt ihn wie ein engmaschiges Netz umspannt, durch das er nicht schlüpfen konnte.

Er horte sein eigenes Herz schlagen.

Bumm… bumm … bumm …

Schlug es immer so laut? Er wusste es nicht. In dieser Nacht aber kam es ihm so vor.

Amy und seine Eltern kannten die Probleme nicht. Sie schliefen tief und fest.

Wie spät mochte es sein?

Davy hatte seine Uhr nicht abgenommen. Er schaute auf das bunte Zifferblatt der Swatch und musste sich schon anstrengen, um überhaupt etwas erkennen zu können.

Mitternacht war vorbei.

Davy lächelte. Der nächste Tag also. Er sollte toll werden. Sie würden wieder lange Ski fahren, und wenn sie dann nach Hause kamen, stand bereits der Weihnachtsbaum dort. Sein Vater wollte ihn unten im Ort kaufen, wo sich Davy schon auf den Weihnachtsmarkt freute. Einmal musste er ihn sehen, und er dachte daran, was ihm seine Mutter versprochen hatte. Sie und Sheila würden am Nachmittag mit den Kindern in den Ort fahren, um über den Weihnachtsmarkt zu gehen. Johnny ging bestimmt mit. Schade, dass er schon älter war, sonst wäre er ein toller Spielkamerad gewesen.

Der Junge merkte, dass es ihm immer schwerer fiel, sich zu konzentrieren. Seine Gedanken wollten ihm enteilen, sie flossen einfach weg, und die Wellen des Schlafs überkamen ihn.

Da hörte er das Kratzen!

Davy war nicht sofort hellwach. Noch immer etwas benommen zwinkerte er mit den Augen, und seine Hände strichen über das Bettlaken. Er fand eine Falte, hielt sich daran fest und richtete sich mit einer langsamen Bewegung auf.

So blieb er sitzen!

Wieder das Kratzen!

Davy schauderte zusammen. Er hätte eigentlich seine Eltern wecken sollen und wunderte sich selbst darüber, dass er es nicht tat.

Stattdessen drehte er sich zur Seite und verließ das Bett. Es kam ihm vor, als wäre er von jemandem gerufen worden.

Neben dem Bett blieb Davy stehen. Er blickte dabei zur Tür und auch in den blassen Lichtschein hinein, der allerdings von keinem Schatten durchbrochen wurde. Im Haus war das Geräusch also nicht aufgeklungen, dann draußen.

War der Mann wieder da?

Der mit dem runden dunklen Gesicht und den düsteren, bösen Augen! Davy hatte ihn nicht vergessen, nur verdrängt, doch das Geräusch erinnerte ihn wieder daran.

In der letzten Nacht war er oben am Fenster gewesen. Dann war es leicht für ihn, auch hier unten zu sein.

Davy krochen Eisfinger über den Rücken, als er sich dem Fenster zudrehte. Nein, er war nicht mutig, aber er konnte auch nicht anders handeln, weil er das Gefühl hatte, dass dort draußen jemand stand, der etwas von ihm wollte.

Das Fenster war leer. Der Junge sah einen normalen viereckigen Ausschnitt in der Wand. Dahinter lag die Dunkelheit der Nacht, allerdings zusammengestellt aus drei Farben.

Zum einen die helle Schneefläche, zum anderen das Licht, und zum dritten der tiefblaue Himmel mit den funkelnden Sternen, die wie kleine Augen alles überblickten.

Davy hatte seine nackten Füße in die warmen Pantoffeln geschoben und glitt auf das Fenster zu. Es war nur das leise Schleifen der Sohlen in seiner Nähe zu hören. Obwohl er noch nichts gesehen hatte, wusste er plötzlich, dass ihn dort draußen jemand erwartete und soviel Gewalt über ihn hatte, dass er sich gegen das andere nicht wehren konnte.

Dicht vor dem Fenster blieb er stehen. Seine Augen bewegten sich, suchten die Scheibe ab, ohne etwas Genaues erkennen zu können.

Und doch war da jemand.

Davy sah sein eigenes Gesicht in der Scheibe wie einen schimmernden Fleck mit großen Augen. Er sah seinen kleinen Mund, der sich verzerrt hatte, und dann streckte er den Arm aus, ohne dass er es eigentlich gewollt hätte.

Seine Hand umklammerte den kalten Metallgriff. Er kam ihm vor wie ein Stück Eis.

Davy kippte den Hebel hoch, zog daran, und einen Moment später strömte die kalte Nachtluft durch den Spalt in das Zimmer und floss auch über sein Gesicht hinweg. Der Junge schauderte zusammen, er hatte das Gefühl, kleiner zu werden. Im nächsten Moment jedoch dachte er nicht mehr an sich, sondern an das für ihn fast

Unbegreifliche, das sich vor dem Fenster abspielte.

Von unten her, als hätte die Person genau dort gelauert, schob sich das Gesicht in die Höhe.

Nicht das des Mannes von der letzten Nacht, diesmal war es ein anderes und gehörte einer Frau.

Davy erschrak über den Anblick. Messer schienen tief in seinen Körper hineinzustoßen, schienen mit ihren scharfen Klingen Herz und Seele zu zerschneiden. Was er da sah, das kannte er bisher nur aus seinen eigenen Phantasien, denn er hatte oft genug davon geträumt, mal einer Hexe oder einer bösen Frau gegenüberzustehen.

Ein böses Gesicht!

Eine Fratze und dabei so starr wie Holz. Er konnte nur direkt in das Gesicht schauen, vom übrigen Kopf sah er nicht viel, da er von einem Tuch verdeckt wurde.

Der Anblick aber reichte ihm – und natürlich auch die bösen Augen. So etwas hatte Davy noch nie in seinem Leben gesehen. Sie waren so abgrundtief schwarz und hässlich, und trotzdem wirkten sie klar, als hätten sich diese Pupillen ihm geöffnet.

Davy konnte nicht sprechen, nicht einmal atmen, zumindest hatte er das Gefühl. Dieses hässliche Gesicht jagte ihm einen Schauer nach dem anderen über den Körper. Für ihn waren plötzlich Märchen in die Realität umgesetzt worden.

Einen Mund gab es in dem Gesicht auch. Nicht viel mehr als zwei Striche dicht über dem Kinn, die zuerst zuckten und sich dann in die Breite zogen, als sie den Jungen angrinsten.

Dabei leuchteten die Augen noch stärker, und links neben dem Gesicht erschien eine Hand, deren Zeigefinger vorgestreckt und auch gekrümmt war, so dass er mit dem langen Nagel an der Scheibe kratzte. Das Geräusch legte die Nerven des Jungen blank. Über die Stränge hinweg schienen knisternde Funken zu huschen.

Er hörte ein leises Kichern, dann bewegte sich der Mund wieder und bildete ein O.

Der Start für einen flüsternden Singsang, den der Junge sogar aus den alten Geschichten kannte.

»Knusper, knusper, knäuschen – wer knuspert an meinem Häuschen…?«

Die Hexe! schoss es Davy durch den Kopf. So kann nur eine Hexe sprechen. So hat sie auch im Märchen gesprochen, und dann hatte sie die Kinder genommen und in den Ofen gesteckt.

Bei jedem gedanklichen Wort weiteten sich die Augen des Jungen.

Für ihn war dieses böse Märchen zu einer bitteren Wahrheit geworden. Nur eines stimmte nicht mit der Geschichte überein. Nicht er und seine Schwester waren durch den Wald bis zum Hexenhaus gegangen, die Hexe war hier bei ihnen erschienen.

Sie wollte die Kinder holen.

Er dachte wieder an den Ofen, und zwar so stark, dass das Gesicht der Hexe vor seinen Augen verschwamm und einem anderen Platz machte, dem Gebilde seiner Phantasie, denn plötzlich schimmerte der Ofen in der Scheibe. Ein gewaltiger Klotz, der dampfte, brodelte und zischte. Eine Hand erschien, umklammerte den Griff einer vorderen Klappe und zerrte sie mit einem Ruck auf.

Wie ein Raubtier schoss eine Feuersbrunst aus der Öffnung, um Davy zu verbrennen. Er bildete es sich nur ein, glaubte jedoch, die Hitze zu spüren, die über sein Gesicht hinwegfuhr und an der Haut kokelte. Dieses Gefühl war derart stark, dass Davy sich nicht mehr halten konnte und mit einem Schrei zurückglitt. Er stieß dabei gegen einen Hocker. Der geriet aus dem Gleichgewicht und landete mit einem dumpfen Laut neben dem Teppich auf dem Fußboden.

Davys Schrei und das folgende Geräusch rissen Brett Gibson aus dem Schlaf. Er fuhr in die Höhe. Im Gegensatz zu seinem Sohn vorher war er sofort hellwach, beinahe wäre er beim Aufstehen noch aus dem Bett gekugelt, und sein nachfolgender Ruf riss auch Cindy Gibson aus dem ersten Tiefschlaf.

»Davy, was ist?«

Der Junge saß auf dem Boden, dem Fenster zugewandt. Er hatte eine Hand ausgestreckt und deutete gegen die Scheibe. »Da… da … war das Gesicht wieder Dad!«

Gibson schaute hin.

Er sah nichts, nur das Fenster selbst, das gekippt worden war.

»Was ist denn?«, rief Cindy.

Amy fing an zu quängeln.

Brett kümmerte sich um beide nicht. »Bleibt ihr hier!«, sagte er nur und streifte bereits seinen Bademantel über.

»Wo willst du denn hin, Brett?«

Gibson gab seiner Frau keine Antwort. Er suchte nach den Schuhen, die in der Ecke standen. Okay, es waren nur die Slipper, nicht eben für Schnee geeignet, aber er streifte sie trotzdem über.

Dann eilte er aus dem Schlafzimmer, verfolgt von den Rufen seiner Frau, auf die er nicht hörte. Er sprang in den Flur, griff noch nach seiner Jacke, hängte sie um und dachte daran, dass er sich diesen Hundesohn holen würde.

Er jagte auf die Haustür zu, musste sie erst aufschließen und stürmte anschließend in die eisige Nacht, deren Kälte wie ein Panzer gegen ihn drückte.

Erst als er auf das Schlafzimmerfenster zueilte, fiel ihm ein, dass er nicht bewaffnet war. Es machte ihm jetzt nichts aus, er war wütend genug, um sich dem Kerl auch mit bloßen Fäusten stellen zu können. Nur war der nicht da.

Zitternd blieb Brett vor dem Fenster stehen. Ein schwacher Schein strahlte ihn von der Scheibe her an. Die Außenbeleuchtung durchdampfte die Kälte der Nacht.

Hinter dem Fenster sah er die Bewegung. Dann trennte ihn nur das Glas vom Gesicht seiner Frau. Er hörte Cindys verzweifelt klingende Frage. »Hast du was entdeckt?«

»Nein!«

»Dann komm wieder ins Haus!«

Brett verschluckte die Antwort, denn er hatte hinter dem Haus ein Geräusch gehört. Im ersten Moment duckte er sich, dann jedoch verwandelte er sich in einen Tiger, den nichts mehr von seinem Ziel abhalten konnte. Mit raumgreifenden Schritten umrundete er das Haus und gelangte an die Rückseite, wo sich auch der kleine Schuppen mit dem Werkzeug befand.

Dort stand der Mann.

Er bewegte sich nicht, es war nur sein Schatten, den Gibson sah.

Und der schien an einer Seite mit der Schuppenwand verwachsen zu sein.

Ein irres Triumphgefühl durchströmte den Mann. Er spürte die beißende Kälte nicht mehr und auch nicht die Müdigkeit, durch seinen Körper war ein Adrenalinstoß gejagt und hatte den Mann aufgeputscht.

Er wollte den Fremden.

Mit einem Griff hatte er ihn erwischt, hob ihn an, hielt ihn mit zwei Händen, ging auf die einsame Gestalt zu, wobei er den Spaten wippend bewegte, damit der andere sah, was ihn erwartete.

»Die Ratte habe ich erwischt!«, keuchte Gibson. »Dich werde ich auch kriegen!«

Der andere rührte sich nicht. Er trug wieder seinen Hut, das war zu sehen. Dann ging er einen Schritt nach rechts. Dabei hatte er sich von der Hauswand gelöst, und Gibson glaubte, ihn sogar lächeln zu sehen, was ihn eigentlich hätte warnen sollen.

Er aber tat nichts dergleichen, zog sich auch nicht zurück, sondern hob seinen Spaten an. Er war in der Stimmung, den anderen niederzuschlagen. Wer sich an seinen Kindern vergreifen wollte, der verdiente kein Pardon.

Es blieb beim Vorsatz, denn plötzlich erwischte es ihn. Ein harter Gegenstand traf seinen Rücken, keine Faust, das musste ein Eisklumpen gewesen sein, und Brett Gibson schaffte es nicht, sich auf den Beinen zu halten. Er stürzte nach vorn, glitt aus und landete zusammen mit seinem Spaten im Schnee, der hochstieb, als der Mann noch ein Stück vorrutschte.

Hinter ihm lachte jemand schadenfroh, und es war das Lachen einer Frau. Er wollte sie sehen, drehte sich, aber sie war schneller.

Noch einmal schlug sie zu.

Und diesmal erwischte der Eisbrocken seinen Nacken. Der Treffer war so wuchtig, dass der Mann die Übersicht verlor und plötzlich in den Schnee kippte, wo er liegen blieb.

Die Welt um ihn herum verwandelte sich in einen schwarzen Wirbel, durch den die Schmerzen zuckten. Sie strahlten vom Nacken her auf, und Brett versuchte dagegen anzukämpfen.

Er schaffte es nicht mehr. Dass ihm der Spaten entglitt, bekam er ebenfalls nicht mit. Als bewegungsloses Bündel Mensch blieb er auf dem Schnee und in der Kälte liegen.

Die Stimme der Frau hörte er wie aus weiter Ferne.

»Knusper, knusper, knäuschen…«

»Das darf nicht wahr sein!«, brachte er keuchend hervor und wollte aufstehen.

Gibson schaffte es nicht. Immer dann, wenn er sich aufgerichtet hatte, brach er wieder zusammen und rutschte durch den Schnee. Er wusste auch nicht, wie viel Zeit vergangen war. Er spürte die Kälte des Schnees und der Begriff des Erfrierens drang durch seinen Kopf.

Dann war die Stimme dicht an seinem Ohr. Sie rief seinen Namen.

Unter den Achseln fühlte er den Druck. Hände waren dabei, ihn in die Höhe zu ziehen, und wie in Trance unterstützte er seine Frau.

Brett bewegte später seine Beine, er wurde von Cindy gestützt, er schlurfte durch den Neuschnee, hinein in die Wärme des Hauses.

Seine Kinder sah er nicht. Amy und Davy standen im Flur und schauten den Vater aus großen, schreckgeweiteten Augen an. Cindy führte ihren Mann ins Bad und drückte ihn auf den schmalen Hocker. Zitternd blieb er dort hocken. Das Gesicht, die Haare, den Bademantel voller Schnee, der allmählich anfing zu tauen und nasse Stellen hinterließ.

Cindy hielt ihn mit einer Hand fest und untersuchte den Kopf des Mannes. »Du blutest ja«, flüsterte sie und zeigte auf den Nacken.

»Dieses Weib…«

»Bitte, Brett, jetzt nicht sprechen. Sag nichts, du musst dich schonen. Kein Wort…«

»Was willst du denn…?«

»Ich hole ein Pflaster.«

Zuerst wusch sie die Wunde aus. Es war ein langer Kratzer, aus dem allerdings das Blut rann. Cindy Gibson hoffte, dass ein Pflaster ausreichte. Ihr Mann zuckte zusammen, als sie es auf die Wunde drückte. »So, jetzt werde ich dir noch zwei Tabletten geben, mehr kann ich für dich nicht tun. Morgen können wir dann einen Arzt aufsuchen.«

»Quatsch, keinen Arzt! Das ist doch nur ein kleiner Kratzer.«

»Man soll nichts unterschätzen.« Cindy hatte schon Wasser in ein

Glas einlaufen lassen und zwei Tabletten hineingetan. Sie lösten sich unter Sprudeln auf. Beide schauten zu, wie die Luftbläschen der Oberfläche entgegenstiegen.

»Alles klar?«, fragte sie.

»In etwa.«

»Kannst du laufen?«

»Bin doch kein Baby.« Er stand auf – und war froh, sich an Cindy abstützen zu können. Sie führte ihn aus dem Bad, über den Flur und dann ins Schlafzimmer, wo die Kinder neben den Betten standen.

Sie schauten zu, wie ihr Dad auf die Bettkante gedrückt wurde und sich langsam hinlegte.

Er stöhnte auf, als sein Hinterkopf das Kissen berührte. Es war nicht gut für die Wunde, deshalb musste er sich auf die Seite drehen, da klappte es dann besser.

Cindy setzte sich auf die Bettkante. Jetzt trauten sich auch die Kinder näher, und Cindy legte beide Arme um ihre Schultern. Sie spürte, wie sehr Davy noch zitterte. Es hatte auch geweint, seine Mutter tröstete ihn, während Amy ihren Teddy festhielt wie einen rettenden Strohhalm.

»Was sagst du nun?«, fragte Brett leise.

Cindy schluckte. »Ich weiß es nicht. Ich weiß es wirklich nicht, was ich dazu sagen soll. Am Abend, als wir zusammensaßen, nun ja, da habe ich gedacht, dass dieses Thema…«

»Du hast mir nicht glauben wollen – oder?«

Sie nickte. »Ja, das stimmt.«

»Und jetzt?«

Cindy schüttelte den Kopf. »Ich weiß es nicht, Brett, ich weiß es ehrlich nicht.« Sie schaute ihren Sohn an. »Du hast es auch gesehen, nicht wahr, Davy?«

»Ja, das habe ich.«

»Und weiter?«

»Sie… sie hat was gesungen.« Er geriet ins Stottern, senkte den Kopf und fing auch wieder an zu weinen, als ihn die Erinnerung an das Geschehen übermannte.

»Was hat sie denn gesungen, Liebling…?«

»Ich weiß es!«, meldete sich Brett mit schwacher Stimme. »Bevor es mich zum zweitenmal erwischte, habe ich die hämische und kichernde Singstimme auch gehört.« Er überlegte einen Moment und versuchte es nachzusingen.

Cindy kannte das Lied nicht, dafür ihre beiden Kinder, die sich wieder an Märchenkassetten erinnerten und davon sprachen, dass sie dieses Märchen kannten.

»Hänsel und Gretel«, sagte Davy.

»Da kommt auch eine Hexe darin vor«, meldete sich Amy. »Die ist

schlimm. Ganz furchtbar alt, und sie hat eine krumme hässliche Nase mit einer Warze darauf. Einen Buckel hat sie auch. Und das Schlimmste ist, dass sie kleine Kinder frisst, die sie in den Ofen gesteckt hat, um…«

»Ja, ja, schon gut, Amy!« Cindy hatte das Gesicht und die Lippen verzogen. Sie wollte und konnte es nicht mehr hören.

Anders ihr Mann. »Wenn ich nur wüsste, was dahintersteckt?«, flüsterte er.

»Das Märchen!«, rief Amy.

»Hör auf, Amy. Märchen sind Märchen und nicht wahr!«, mischte sich Cindy ein.

Brett sagte nichts. Bis gestern noch hätte er den Ausspruch seiner Frau voll und ganz unterstützt. Jetzt war er sich nicht mehr so sicher…

***

Ein strahlender, ein herrlicher Wintertag lag über dem Land, und dazu ein blauer Himmel, der kaum zu beschreiben war.

Trotz allem hatte ich gut geschlafen, den Conollys war es ebenso gegangen. Wir trafen uns gut gelaunt in der Küche zum Frühstück.

Sheila und Bill hatten schon alles vorbereitet, frische Semmeln waren bereits geliefert worden, und auch Johnny hatte mitgeholfen, den Tisch zu decken, so dass ich mich fühlen konnte wie ein König, als ich auf der Bank meinen Platz einnahm.

Bill schenkte den Kaffee ein. Die Sonne schien durch das Fenster, und ihr Schein vermischte sich mit dem Klang der Stimmen draußen, denn es gab durchaus Gäste, die schon wesentlich früher auf den Beinen waren als wir. Sie hatten bereits ihre Bretter untergeschnallt und wollten so schnell wie möglich auf die Loipe.

Während wir über das Wetter sprachen, schnitt Johnny ein anderes Thema an. »Habt ihr den Krach in der Nacht nicht gehört?«

Sheila ließ ihre halbe Semmel zusammen mit der Hand sinken und drehte den Kopf. »Welchen Krach meinst du?«

»Die Stimmen draußen.«

»Ich habe nichts gehört. Du, Bill?«

»Nein.«

Auch ich schüttelte den Kopf, war aber interessiert und forderte Johnny auf, doch weiterzuerzählen. Der strich durch sein Haar. Die typische Bewegung, die ich von seinem Vater her kannte. Johnny wurde ihm immer ähnlicher.

»Ich bin ja auch nicht richtig wach geworden«, gab er zu. »Den Krach hörte ich mehr im Halbschlaf, aber ich kann mich doch an die Stimmen erinnern.«

»An welche?«

»Da haben ein Mann und eine Frau gesprochen. Sehr laut sogar, das weiß ich.«

»Dann dürfte dir auch bekannt sein, wer das gewesen ist«, meinte Bill. »Ob Nachbarn, oder Fremde…«

»Und ob, Dad. Es waren die Gibsons.«

Diesmal aßen weder Sheila, Bill noch ich. Ich spürte plötzlich einen Druck im Magen, und der strahlende Winterhimmel schien sich zu verdüstern. Hastig trank ich einen Schluck Orangensaft, doch der Druck wollte nicht weichen. Das erste Anzeichen für ein verdammt ungutes Gefühl.

»Du bist dir sicher?«, fragte Sheila.

Johnny nickte. »Auf meine Ohren kann ich mich verlassen, Mum. Nur bin ich dann wieder eingeschlafen. Die Stimmen waren so fern und…«

Bill legte seinem Sohn eine Hand auf die Schulter. »Wir können nur hoffen, dass es ein Traum gewesen ist.«

»Das war wohl kein Traum, Dad.«

Der Reporter schluckte. »Was ist es dann gewesen, verdammt noch mal?«, keuchte er.

Ich hob die Schultern.

»John, du weißt es.«

»Nein, aber es stimmt, was dein Sohn gesagt hat, sollten wir abwarten, was uns die Gibsons zu erzählen haben. Die werden es am besten wissen.«

Sheila konnte nur den Kopf schütteln. »Es ist wie verhext«, sagte sie leise. »Da freut man sich auf einen ruhigen Urlaub, und schon haben wir wieder die Pest am Hals.«

»Was möglicherweise an mir liegt«, sagte ich leise. »Ich bringe eben Unglück.«

Sheila winkte ab. »Das glaubst du doch wohl selbst nicht, John.«

»Warum nicht?«

»Du bist kein Pechbringer«, stand auch Bill seiner Frau bei. »Was kommen soll, das lässt sich nicht aufhalten.«

Ich sagte dazu nichts und belegte eine halbe Semmel mit einer dicken Scheibe Leberkäse. Der Lebensmittelhändler hatte wirklich für alles gesorgt. Es schmeckte mir sagenhaft gut, auch die anderen aßen wieder, bis auf Johnny, der zwischen uns saß und den Kopf schüttelte. »Kann mir mal einer von euch sagen, um was es hier eigentlich geht?«, fragte er mit leiser Stimme.

Bill hob die Schultern. »Erkundige dich mal bei deinem Patenonkel. Mutter und ich wissen das selbst nicht genau.«

»Ja, Onkel John, was ist denn?«

Ich spülte mit Kaffee nach und hob die Schultern. »So genau weiß ich es wirklich nicht, Johnny. Es kann sein, dass hier jemand

umherstreunt, der uns an den Kragen will.«

»Dir ist er doch schon an den Kragen gegangen«, sagte Bill.

»Wo denn?«

»Im Wald, Johnny.«

»Nein – du warst im Wald?«

»Ich ging spazieren. Da sah ich auch die Ratten. Sie griffen mich an. Ich hätte vielleicht auf die Warnungen des Mannes hören sollen, aber das tat ich nicht.«

»Jetzt musst du auch den Rest der Geschichte erzählen!«, forderte Sheila mich auf.

Ich tat ihr den Gefallen, und die Conollys wussten, dass ich ihnen nichts vormachte. »Jetzt kennt ihr die Geschichte«, resümierte ich und bestrich die andere Hälfte der Semmel mit Konfitüre.

Sheila umfasste ihr Messer so hart wie eine Waffe. »Himmel, sagt mir doch mal, in was wir hier hineingeraten sind.« Keiner konnte ihr eine Antwort geben.

»Sollen wir verschwinden?«

Diesmal sprach ich. »Auf keinen Fall, Sheila. Das gilt für mich. Wenn es hier die Anwesenheit einer finsteren Macht gibt, wenn hier ein Dämon lauert, dann habe ich einfach die Pflicht, ihn zu finden und auszuschalten. Ich kann nicht für euch und die Gibsons sprechen, doch ich werde mich um ihn kümmern.«

»Wobei du auf meine Unterstützung rechnen kannst, John!«, erklärte der Reporter.

»Dann ist ja alles wunderbar«, sagte ich und lächelte.

Sheila ließ ihr Messer fallen. »Nichts ist wunderbar, ihr beiden. Es ist ganz schön beschissen, wenn ich das mal so sagen darf. Ich komme hier überhaupt nicht mehr in die Reihe. Weißt du, weshalb ich hier sitze, John?«

»Sicher.«

»Ich will Urlaub machen. Ich will mich erholen, ich möchte auf den Brettern stehen und die klare Bergluft einatmen, aber ich will nicht vor irgendwelchen Dämonen oder anderen Geschöpfen gejagt werden, das kann keiner von mir verlangen.«

»Verstehe ich vollkommen, Sheila.«

»O danke.«

Ich berührte ihren Arm mit meiner Hand. »Sei doch nicht so bissig, Mädchen. Sieh es mal locker.«

»Was soll ich denn hier locker sehen?«

»Du kannst dich doch heraushalten. Du wirst dich…« Ich ließ die nächsten Worte unausgesprochen, denn es schellte. Johnny sprang auf, er wollte öffnen. Wenig später führte er die Gibsons in die Küche, und wir sahen ihnen gleich an, dass in der vergangenen Nacht etwas passiert sein musste. Sie waren blass, sie machten einen übermüdeten

und auch düsteren Eindruck.

»Was ist denn los?«, fragte Bill, der für die Kinder noch zwei Stühle holte. Die Erwachsenen nahmen auf der Bank Platz.

»Was los ist?«, flüsterte Brett. Er drehte seinen Kopf so, dass wir das Pflaster an seinem Hals sehen konnten. »Ein kleines Andenken an die vergangene Nacht, als man mich niedergeschlagen hat.«

»Dann hat Johnny doch Recht«, sagte Sheila leise. »Er hat euch gehört.«

»Wir waren auch draußen.«

»Bitte, Brett, jetzt mal raus mit der Sprache!«, forderte der Reporter ihn auf.

Zweimal ließen sich die Gibsons nicht bitten. Sie berichteten abwechselnd was ihnen und den Kindern in der Nacht widerfahren war. Wir hörten nur staunend zu, und ich ärgerte mich darüber, dass ich nichts gehört hatte, so wäre der Fall möglicherweise schon jetzt keiner mehr gewesen.

»Jetzt wisst Ihr alles«, sagte Brett. »Aber wer, zum Henker, hat Interesse daran, unsere Kinder zu entführen? Und warum? Was haben wir diesen Leuten getan?«

In das Schweigen hinein versuchte ich es mit einer Antwort.

»Möglicherweise eine Hexe.«

»Ja, ja, das habe ich auch gesagt!«, rief der elfjährige Davy.

»Setzen Sie ihm keinen Floh ins Ohr, John!«, sprach mich Cindy an. »Hexen gibt es nicht. Zumindest nicht in der Realität.«

»Ach ja?«

»Glauben Sie etwa daran?«

»Cindy, denken Sie bitte daran, welchen Beruf ich ausübe. Ich bin mehr als einmal mit einer dieser Kreaturen in Kontakt gekommen. Da sollten sie nicht so überheblich sein. Erinnern Sie sich auch an die Worte dieser Person, die ihr Sohn gehört hat…?«

»Auch die gehören in ein Märchen.«

»Können aber auch adaptiert werden.«

»Märchen bleibt für mich Märchen.«

»Ich denke, Cindy, Sie sollten diesmal umdenken.«

Ihre Augen hatten einen harten Schimmer bekommen. »Meinen Sie, dass wir den Urlaub abbrechen sollten?«

»Überhaupt nicht. Sie sollten sich nur den Tatsachen wertfrei stellen, das ist alles.«

Sie tippte gegen ihre Brust. »Das muss ich mir von Ihnen sagen lassen?«

»Genau.«

»Das ist unverschämt!«, flüsterte die Frau.

Sie war ärgerlich geworden. Verständlich, dass sie nach den Vorgängen der Nacht ein Ventil brauchte. Pech, dass ich es nun mal

war, aber Bill stand auf meiner Seite.
»Cindy, so sehr ich deine Meinung akzeptieren kann, du darfst nicht vergessen, dass John auf einem Gebiet tätig ist, dessen Geheimnisse und Eindrücke uns normalen Menschen zumeist verborgen bleiben. Ich habe ebenfalls die verrücktesten Dinge erlebt, einige davon kennst du, und wenn du mir nicht glauben willst, dann kannst du Sheila fragen, die wird meine Worte bestätigen.«
Was Sheila bereits tat, denn die deutete es durch ein Nicken an.
Cindy Gibson war unsicher geworden. Sie schaute über den Tisch, dann stieß sie ihren Mann an und flüsterte: »Bitte, Brett, sag du doch auch etwas dazu.«
»Ich weiß nicht…«
»Auf welcher Seite stehst du?«
»Eigentlich auf keiner, aber du solltest wissen, dass es manchmal Dinge gibt, die man nicht erklären kann. Hier ist etwas gelaufen, das uns in den Mittelpunkt stellt. Ich denke, dass wir froh sein können, wenn sich jemand intensiv darum kümmert. Wir sollten es auch nicht mehr verdrängen wie am gestrigen Abend, sondern damit rechnen, dass es immer wieder eintreffen kann.« Er schaute mich an.
»Ich gehe doch recht in der Annahme, dass Sie sich um diesen Fall kümmern wollen, nicht wahr?«
»Selbstverständlich.«
»Das ist gut.«
»Und wie willst du das tun?«, fragte Bill.
Ich hatte mir schon einen kleinen Plan zurechtgelegt und sagte:
»Indem wir nicht auffallen.«
Bill runzelte die Stirn. »Wie soll das denn ablaufen?«
»Das ist ganz einfach. Wir gehen den Dingen nach, die wir uns vorgenommen haben.«
»Also auf den Weihnachtsmarkt.«
»Ja.«
»Wir wollten doch Ski laufen!«, beschwerten sich Amy und Davy gemeinsam.
»Nicht jetzt!«, entschied ihre Mutter.
»Wann denn?«
»Ich weiß es noch nicht.«
»Heute Nachmittag?« Amy, der kleine Quälgeist, ließ nicht locker.
Ihre Mutter verdrehte die Augen. »Bitte, Kind, tu mir einen Gefallen und quäle mich nicht.«
»Habe ja nur gefragt«, grummelte sie.
»Schon gut, Kleines.« Cindy lächelte ihrer Tochter zu.
Ich wollte die Sachlage etwas entschärfen und ergriff das Wort.
»Es hat keinen Sinn, wenn wir jetzt in Hektik oder Panik verfallen. Wir sollten alles so nehmen, wie es ist und uns vor allen Dingen nicht

verrückt machen lassen.«
»Was heißt das im Detail?«, fragte Brett.
»Ganz einfach. Bis auf eine kleine Änderung werden wir unseren Tag so ablaufen lassen, wie wir es uns vorgenommen haben. Und auf die Änderung komme ich jetzt zu sprechen. Wir hatten ja vor, die Bäume auf dem Weihnachtsmarkt zu kaufen. Das werden wir eben heute Morgen erledigen, und wir nehmen die Kinder mit.«
Amy und Davy hatten zugehört. Plötzlich fingen sie an zu jubeln.
»Das ist eine tolle Idee. Was machen wir später?«, fragte Amy.
»Da könnt ihr auf die Loipe.«
»Huhu!«, jubelten beide.
Die Erwachsenen jubelten nicht. Etwas skeptisch und auch nachdenklich schauten sie mich an. »John«, sagte Sheila, »ist das nicht gefährlich?«
Ich hob die Schulter. »Nicht, wenn wir dabei sind. Die Kinder dürfen eben nicht aus den Augen gelassen werden. Dann kann wohl nichts schief gehen, denke ich.«
»Was meinst du, Bill?«, fragte Sheila ihren Mann.
»Ich denke, dass John Recht hat.«
Die Gibsons enthielten sich der Stimme. Ich sah ihnen nur an, wie wenig begeistert sie waren. Wir ließen ihnen Zeit. Schließlich hob Brett Gibson die Schultern. »Okay, wenn wir wirk lich die Augen offenhalten, wird wohl nicht viel passieren.«
»Das denke ich auch.«
»Bleiben Sie denn bei uns?«, fragte Cindy.
Ich lächelte und schüttelte dabei den Kopf. »Nein, Cindy, ich bin kein großer Läufer.«
Sie zog die Augenbrauen zusammen und drückte sich zurück.
»Meine Güte, Sie enttäuschen mich. Erst schlagen Sie das vor, dann wollen Sie kneifen. Wie passt das zusammen?«
»Davon habe ich nicht gesprochen, Cindy. Ich werde nicht kneifen, ich werde nur einen anderen Weg gehen. Ich schaue mich ein wenig um. Auch wenn Sie mich nicht sehen sollten, dürfen Sie nicht denken, dass ich mich in die Wärme eines Hauses zurückgezogen habe und andere den Job machen lassen.«
Sie senkte den Kopf. »Sorry, es war nicht so gemeint.«
»Ich weiß.«
Bill schaute auf die Uhr. Seine Stimme unterbrach das etwas peinliche Schweigen. »Wenn wir auf den Markt wollen, sollten wir jetzt losfahren. Eine Frage: Wer kommt mit?«
Die Arme der Kinder schnellten hoch. Sie zappelten auf ihren Stühlen, und auch Johnny nickte.
»Ich nicht«, sagte Sheila.
»Und ich bleibe auch im Haus«, erklärte Cindy. »Ich denke, dass ihr

drei Schutz genug seid.«

»Davon gehe ich aus«, sagte Bill.

Die Gibsons erhoben sich. Sie mussten sich noch umziehen. Wir würden mit dem Volvo fahren. Da passten dann auch noch die Bäume auf die Ladefläche. Die Kinder nahmen sie mit, wir blieben zurück und schauten uns an. Dabei schwiegen wir.

»Scheint ja recht spannend zu werden«, meinte Johnny.

Sein Vater schüttelte den Kopf. »Ich hoffe, dass uns diese Spannung erspart bleibt.«

»Daddy, du musst die Sache cool angehen.«

»Danke für den Ratschlag, Sohn.« Bill schlug Johnny auf die Schulter. »Ich werde ihn beherzigen. Und jetzt sei du so cool und enteise unseren Wagen schon mal.«

Johnny maulte zwar, ging aber.

Seine Mutter, Bill und ich blieben zurück. Sheila sah etwas betreten aus, sie starrte zu Boden.

»Was hast du?«, fragte ich sie.

»So einiges. Dabei stelle ich mir immer wieder die eine Frage.« Sie atmete tief ein und strich eine Haarsträhne zurück.

»Welche denn?«

»Ob das alles gut geht…«

Darauf konnten weder Bill noch ich ihr eine Antwort geben…

***

Oleg lag am Boden und jammerte. Olinka hatte mit einem Schürhaken auf ihn eingeschlagen und ihm somit klargemacht, wer ihrer Ansicht nach an der Niederlage der vergangenen Nacht die Schuld trug. Sie war wütend gewesen, hatte Gift und Galle gespien, aber sie hatte die Tatsachen nicht mehr zurückdrehen können. Was passiert war, das war eben passiert, daran gab es nichts zu rütteln.

Die Nacht war vorbei. Oleg hatte sie auf dem Boden liegend verbracht und war erst aus dem Versteck gekrochen, als das Grau der Morgendämmerung wie ein Dieb über die Hügel schlich.

Olinka schlief nicht, auch wenn sie sich den Anschein gab. Als er an ihrer Kammer vorbeikam, hörte er die krächzende Stimme durch die offene Tür dringen.

»Hau nicht ab, du Bastard!«

Oleg schreckte zusammen, bevor er stehen blieb.

»Komm her!«

Er schob sich über die Schwelle. Es war noch sehr dunkel. Auf dem Bett richtete sich Olinka auf. Viel sah er nicht von ihr, nur das glänzende Augenpaar, das in dieser Finsternis wie lackiert wirkte.

Er hörte das alte Stroh in der Matratze knistern, dann wehte ihm ihr fauliger Atem entgegen. »Was in der letzten Nacht passiert ist, darf

nicht noch einmal geschehen. Ich hoffe, du hast mich verstanden?«

»Ja.«

»Wir müssen besser sein.«

»Ja.«

»Vor allen Dingen du.«

»Ich weiß.«

»Und deshalb werden wir diesen Tag nehmen, um zu unserem Ziel zu gelangen.«

»Sicher, Olinka. Wie hast du es dir vorgestellt?«

Sie stöhnte auf und verlagerte ihre Sitzhaltung. Beide Füße stemmte sie gegen den Boden. »Wir werden sie nicht aus den Augen lassen. Sie haben Angst, und weil sie Angst haben, werden sie auch Fehler machen. Das kann uns nur recht sein. Wir kriegen die kleinen Bälger schon.«

»Aber was ist mit unserem Tag?«

Sie stand auf. »Wie meinst du das?«

»Sollen wir ihn auch ändern?«

»Nein. Wie immer gehen wir auf dem Markt zu unserem Stand. Du willst doch kein Misstrauen erregen – oder?«

»Das nur nicht.«

»Eben.«

Sie schlurfte näher. Oleg machte ihr Platz. Sehr dicht schob sie sich an ihm vorbei, um kurz danach stehen zu bleiben. »Ach so, Oleg, diesen Kerl, der uns in die Falle gelaufen ist, habe ich nicht vergessen.«

»Ich auch nicht. Was hast du mit ihm vor?«

Olinka kicherte. »Will ich dir sagen. Braten werde ich ihn, einfach braten…«

Der Mann schwieg. Er wusste, dass er den großen Ofen bald wieder anheizen würde. Schon damals, in der Tschechei, hatten sie es getan, waren aber nicht erwischt worden. Hier sollte es auch so sein, und Oleg traute ihr das durchaus zu.

Olinka schlurfte durch das dunkle Haus. Sie redete mit sich selbst, und es waren schreckliche Versprechungen, die da über ihre Lippen drangen.

Wenig später waren sie unterwegs. Sie gingen durch den eisigen, schweigenden Wald, hinein in die Dämmerung des anbrechenden Morgens. Um sie herum war ein Fiebern und Wispern zu hören.

Allmählich erwachten die Ratten.

Ihre Freunde…

Als schnelle Schatten flitzten sie heran. Olinka sprach zu ihnen.

»Keine Sorge, ihr Tierchen, ihr bekommt die Bäuche bald voll. Es bleibt ja immer etwas übrig.«

Danach lachte sie so grell und schrill, dass sich selbst Oleg

erschreckte und sich wieder die Frage stellte, wann der Ofen wohl für ihn angeheizt wurde…

ENDE des ersten Teils